

Pierre  
Sanoussi-Bliss

Den Rest  
hab ich  
verdrängt

Unordentliche Erinnerungen

Pierre  
Sanoussi-Bliss

Den Rest  
hab ich  
verdrängt

Unordentliche Erinnerungen

© Querverlag GmbH, Berlin 2025

Erste Auflage Oktober 2025

Lektorat: Marc Lippuner

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Umschlag unter Verwendung einer Fotografie von Detlef Eden sowie grafische Realisierung von Sergio Vitale.

ISBN 978-3-89656-719-2

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

[www.querverlag.de](http://www.querverlag.de) | [mail@querverlag.de](mailto:mail@querverlag.de)

So nimmt Freud an, daß der Mensch vor einer unvermeidlichen Alternative steht: Je höher die kulturelle Entwicklung, um so mehr Verdrängung und um so mehr Neurosen.

*Erich Fromm*

Danke Gabi, Ulf, Detlef, Marc und Christiane.  
Ihr seid in meinen Worten.

# Wachsen

Hoch steht der Sanddorn am Strand von Hiddensee, meiner Lieblingsinsel, ohne die ein Sommer für mich kein wirklicher Sommer ist. Wenn ich nach der Anreise von Berlin am Hafen von Schaprode einen Parkplatz gefunden habe und die große Fähre Vitte betrete, sinkt mein IQ sofort auf Wassertemperatur, weil ich weiß, daß ich in den nächsten Tagen mental nicht wirklich auf der Höhe sein muss. Hier scheint die Zeit stehen geblieben zu sein, noch immer riecht es wie in den Urlauben meiner Kindheit, nach Wald, Meer, Fisch und verfaulendem Seegras. Ich liebe diese Mischung. Und den Baustopp, der das Inseltreiben seit den Sechzigerjahren nicht aus seinen Nähten platzen lässt. Ich liege nackt im Sand herum und schaue entspannt auf die Wellen. Etwas weiter vom Wasser entfernt, da mir schon einmal besorgte Urlauber eine Flasche Wasser und eine Decke angeboten haben. Ich bin sicher, sie dachten, ich sei ein gestrandeter Flüchtling.

Ich höre das Kinderlachen, das der Wind herüberweht, und erinnere mich, wie ich zu DDR-Zeiten als Knirps am Ostseestrand gespielt habe und als süße Negerpüppi die Attraktion der Urlauber war.

Meine Mutter Uta war Lehrerin für Geografie und ausgebildete Schwimmmeisterin, und jedes Jahr während der großen Sommerferien arbeitete sie als Rettungsschwimmerin an den Ostseestränden in den Badeorten, die die DDR so hergab. Mich nahm sie natürlich mit, kaum dass ich auf der Welt war. Sie konnte mich am Strand locker und unbesorgt allein herumlaufen lassen, weil sich gefühlt tausend Leute um mich kümmerten.

Meine Füße haben kaum den Sand berührt, schon hob mich jemand entzückt hoch. „Gott, wie süß!“ Alle streichelten mir über den Kopf, was ich daher heute hasse wie die Pest. Ich fühlte mich wie ein niedlicher, kleiner Hund, den alle knuddelten.

Für meine Mutter war das voll praktisch. Sie konnte an der Menschentraube um mich herum immer sehen, an welchem Strandabschnitt ich mich grade aufhielt. Die DDR hatte 16 Millionen Einwohner. Wenn man überlegt, dass alle – in Ermangelung anderer Küsten – irgendwann an der Ostsee Urlaub gemacht haben, bin ich absolut sicher, dass sie mir alle während meiner frühen Kindheit über den Kopf gestreichelt haben.

Ich wäre eigentlich für jedes geheime DNA-Labor der Stasi ein Superinformant gewesen, wenn sie hätten wissen wollen, wer wann an der Ostsee war. Eine lockige Haarprobe von mir hätte genügt.

Lächelnde Gesichter. Das waren meine ersten Eindrücke. Die Menschen sind nett und finden mich toll. Da habe ich wohl jenes Grundvertrauen entwickelt, das mich in meiner Kindheit und Jugend in der DDR nie verlassen hat, obwohl ich ein „Negerkind“ war. Es war schließlich etwas Unerhörtes in den frühen Sechzigerjahren der DDR: eine unbescholtene junge Lehrerin in der Kleinstadt Mittweida lässt sich mit einem Schwarzen ein – obwohl so was von staatlicher Seite ausdrücklich unerwünscht war –, wird schwanger und bringt ein uneheliches Kind zur Welt. In einem Land, in dem die meisten Menschen noch nie einen Schwarzen zu Gesicht bekommen hatten. In dem Menschen später in meinen Kinderwagen schauten und meine Mutter fragten, ob ich Deutsch sprechen würde, wenn ich groß bin.

In der DDR gab es nur wenige Schwarze, und die wenigen waren meist Studenten und kamen aus den „sozialistischen Bruderländern“ oder was man dafür hielt, bzw. nach deren Unabhängigkeit daraus machen wollte. Wie mein Vater Amirou Sanoussi. Er studierte an der Technischen Hochschule in Mittweida Ökonomie, meine Mutter lernte ihn beim Tanzen kennen. Im Haus der Freundschaft, der „Kreml“ – so genannt, weil nach dem Krieg dort die sowjetische Militäradministration untergebracht war. Im Kreml wurde für meine Mutter immer *Ich hab' die Mädchen in Paris geseh'n* gespielt. Der Kapellenchef kannte sie und wusste, dass sie das Lied mochte.

In den Kreml kamen auch die afrikanischen Studenten. Sanoussi hatte meine Mutter sofort für sich eingenommen, sie ging nun noch öfter tanzen, und immer forderte Sanoussi sie auf. Auseinandertanzen war damals nicht gestattet, nur konventioneller Paartanz. Wenn es doch ein Paar tat, dann kam der Restaurantchef und verbot es. Nur die Afrikaner „durften“ mit den

deutschen Mädels auseinandertanzen. Sanoussi und meine Mutter fielen natürlich auf, zwei junge Aufpasser in FDJ-Uniform kamen an ihren Tisch und sprachen leise, aber bestimmt: „Tanzen können sie mit dem Neger, aber mehr darf nicht sein. Eine intensivere Freundschaft wollen wir nicht.“

Trotzdem wurde meine Mutter schwanger. Als sie Schmerzen in der Brust bekam, dachte sie, dass irgendetwas nicht stimmte, und ging zu einer Frauenärztin. Die untersuchte sie und sagte: „Sie bekommen ein Kind!“ Die Ärztin war auch die erste Person, der sie verriet, dass es ein schwarzes Kind sein wird. „Ach, du großer Gott, auch das noch“, war deren Reaktion und dann: „Ich werde ihnen helfen.“

Bei meinem Vater saß der Schreck tief. Er bat meine Mutter, es niemandem zu sagen. Wenn das eine offizielle Stelle mitbekäme, müsse er die DDR sofort verlassen. „Machen wir das Kind weg!“, sagte Sanoussi. Man muss diesen Satz in seiner Zeit sehen, damit man diese Kurzschlussreaktion richtig einordnen kann. Alle bisherigen Anstrengungen, im Leben etwas zu werden und nicht in der afrikanischen Versenkung zu verschwinden, hätten durch mich umsonst sein können. Er hatte schlichtweg Angst, dass sein Leben komplett den Bach heruntergeht, und ich erwähne es hier, um zu zeigen, in welchen Zwängen man sich damals befinden konnte. Heute werden Kinder aus weit weniger gewichtigen Gründen nicht zur Welt gebracht.

Meine Großmutter wiederum war zunächst sprachlos. Dann sagte sie zu meiner Mutter: „Du bist eine Nutte. Wenn es ein verheirateter Mann oder ein Verbrecher wäre, dann wär's immer noch besser als ein Neger.“

Dass meine Mutter von einem Schwarzen ein Kind bekommen würde, ging in der kleinen Stadt herum wie ein Lauffeuer. Meine Mutter fühlte sich beobachtet, die Leute tuschelten, wo immer sie hinkam. Einmal hörte sie zwei ältere Frauen laut sagen: „Ich möchte mal wissen, ob der Schniepel von einem Neger auch so schwarz ist wie der Rest.“ Ist er übrigens. Im Kollegium der Schule gab es ein „älteres Fräulein“ – so wollte sie angeredet werden – die war Handarbeitslehrerin. Sie war in der Nazi-Zeit schon Lehrerin, und sie machte gegen meine Mutter Stimmung. Direkt sprach meine Mutter allerdings niemand an, alles nur hinter ihrem Rücken.

Ein Mensch immerhin freute sich auf mich, das war meine Urgroßmutter. Sie wohnte bei uns im Haus, war an Krebs erkrankt und musste gepflegt und umsorgt werden. Diese einfache, gute Frau, die nur einmal in ihrem Leben ihre Heimatstadt verlassen hatte, sagte nach der „Beichte“ meiner Mutter:

„Das ist doch egal mit der Hautfarbe. Die Hauptsache ist, das Kind ist gesund.“ Sie blühte noch einmal auf, sie wollte unbedingt mich, das Kind, erleben. Aber sie schaffte es nicht. Sie starb einen Monat, bevor ich geboren wurde. Vielleicht war sie toleranter und verständnisvoller, weil sie ihre Tochter, also die Mutter meiner Mutter, 1911 auch unehelich entbunden hatte.

Meine Mutter mochte mich auf keinen Fall in Mittweida auf die Welt bringen bringen. Ihre Gynäkologin vermittelte ihr ein staatliches Heim, in dem ledige Frauen sich auf die Geburt vorbereiten konnten. Meine Mutter grübelte und dachte sich, im staatlichen Heim sind doch lauter „gefallene Mädchen“, und das sei sie ja nicht. Sie wandte sich an Pfarrer Reinhold, den evangelischen Pfarrer im Ort, und erzählte ihm ihre Geschichte. Er kümmerte sich und organisierte, dass sie in diesem Sommer 1962 im damaligen Stoeckerstift in Berlin-Weißensee wohnen könne.

Zu Beginn der Ferien, Anfang Juli, fuhr meine Mutter also allein nach Berlin. Der Geburtstermin sollte am 13. August 1962 sein. Gleich am Morgen dieses Tages sagte meine Mutter den Schwestern beim Frühstück : „Heute kommt das Kind nicht.“ Zum Jahrestag des Mauerbaus wolle es nicht raus! So war es dann auch. Am 17. August, kurz nach 7 Uhr, waren meine Herztöne im Bauch meiner Mutter nicht mehr hörbar. In Windeseile landete sie im Operationssaal der Charité, bekam eine Maske aufgesetzt und sollte von 100 aus rückwärts zählen. Bei 75 angekommen, hörte sie noch einen Arzt sagen, „Mein Gott, zählt die lange!“ Jemand antwortete: „Die ist Lehrerin!“ Dann schlief sie ein. Später wurde sie von einer Schwester ins wache Leben zurückgeholt: „Sie haben einen Sohn! Bewegen sie sich nicht. Sie sind gerissen, dann geschnitten und genäht worden.“ Ich war eine Zangengeburt und sah noch eine Weile dementsprechend ramponiert am Kopf aus. Hans Rudolf Giger, der Vater von *Alien*, hätte mich sicher erfreut porträtiert.

Beim Stillen bemerkte meine Mutter einen kirschgroßen Knoten in meiner linken Wange und so kam ich ins Kinderkrankenhaus der Charité. Man ging davon aus, dass es Krebs sein könnte. Es stellte sich aber nach zehn Tagen als unbegründete Vermutung heraus, die Verdickung verschwand und meine Mutter konnte mich abholen. Sie hatte während dieser Zeit jeden Tag ihre abgepumpte Muttermilch auf der Station abgeliefert, mich kurz besucht und

viel geweint. Und versucht, einen Kinderwagen aufzutreiben. Es gab nämlich gerade keine in der DDR, sie waren Mangelware. Aber durch einen Bekannten, der mit seiner Familie im Regierungsviertel in Wandlitz wohnte, konnte sie dann einen schönen, modernen Wannenkinderwagen auftreiben. Beziehungen, oder Vitamin B, waren auch damals in der DDR schon alles.

Mein Vater Amirou Sanoussi hatte es nur ein einziges Mal in dieser Zeit geschafft, aus Guinea anzurufen, wohin er vor meiner Geburt zurückgekehrt war. So ein Anruf aus Afrika war damals komplizierter, als man sich das heute vorstellen kann.

Als er endlich in die Charité durchkam, war meine Mutter nicht erreichbar, weil gerade auf dem Weg zu mir ins Krankenhaus, aber die Krankenschwestern brachten ihn auf den Stand der Dinge. Er hatte mich inzwischen voll und ganz akzeptiert und stand zu meiner Mutter. Er schrieb ihr folgenden Zeilen: „Du mußt alles tun, damit Pierre etwas wird. Er darf nicht die Hautfarbe und seine Existenz bereuen. Das zu ermöglichen ist Dein Lebensgrund. In der Hoffnung auf baldige Antwort bekomme meine besten Grüße und Küsse. Die allerbesten Grüße an Pierre – Deine Liebe Sanoussi.“

Meine Mutter schickte ihrer Mutter ein Telegramm nach Mittweida und teilte ihr meinen Namen mit. Dann organisierte sie die Heimfahrt. Unterstützt wurde sie dabei selbstlos von ihrer besten Freundin Erna Saalmann, die in Mittweida wie mit Engelszungen auf die Leute einredete und denen deren Beschränktheit klarmachte. Auch meiner Oma, die in der Kirche als Lauteste von Nächstenliebe sang, aber zu Hause die eigene Tochter beschimpfte. Es funktionierte und so stand Erna tatsächlich mit drei Lehrerkolleginnen meiner Mutter am Bahnhof. Der Direktor der Schule hatte ihnen ihretwegen freigegeben. Ich lag friedlich ningelnd im Kinderwagen rum und wurde begutachtet. Und eine Tante meiner Mutter war, mehr oder weniger heimlich, auch zum Bahnhof gekommen. Sie hatte Angst gehabt, dass niemand meine Mutter abholt.

Erna hatte einen zwei Jahre alten Sohn, Uwe. Uwe war von Anfang an da und ist auch heute noch auf meiner Habenseite. Stand jetzt sind wir seit 63 Jahren befreundet. Mit ihm habe ich meine erste Zigarette geraucht, was lallend im Straßengraben endete, und unheimlich viele schöne Sachen erlebt, die zu beschreiben ein Extrabuch erforderte. Wir haben den gleichen, etwas

bissigen Humor und ich bin unglaublich froh, dass es ihn gibt. Matthias Freihof, den ich auf der Schauspielschule kennenlernen sollte, und Uwe Saalmann sind meine wichtigsten Bezugspersonen. Ich muss mich ihnen nicht erklären. Das passt. Und sehr angenehm ist außerdem, das es zwischen meinen beiden besten Freunden keinerlei Spannungsfeld gibt. Sie mögen sich und das wiederum mag ich sehr.

Meine Oma hatte inzwischen ihre Meinung über meine Mutter und mich grundlegend geändert. Ich schätze, es wäre sonst mit ihrem starken Glauben an Gott nicht zu vereinbaren gewesen. Sie erklärte sich jedenfalls bereit, mich tagsüber zu sich zu nehmen, während meine Mutter in der Schule unterrichtete. Als sie alle am Haus meiner Oma ankamen, fanden sie dort ein großes Blumenmeer vor. Die Schüler meiner Mutter hatten massenhaft Blumensträuße abgegeben. Und meine Oma staunte über das hübsche, ruhige Kind, das ich war. Irgendwann während der Abwesenheit meiner Mutter muss der Heiland Hirn vom Himmel über Mittweida abgeworfen haben.

Als meine Mutter mit mir dann zur Mütterberatung ging, las die Schwester meinen Namen und fragte: „Wie heißt ihr Sohn? Püree?“ Sie hatte den Namen Pierre noch nie gehört. Ich war übrigens weiß nach meiner Geburt und auch zu diesem Zeitpunkt noch ziemlich hell.

In der Berliner Charité gab es eine schwarze Ärztin (ja, schon damals, liebe Filmemacher!), Frau Dr. Bankole, die meiner Mutter erklärt hatte, dass ich nicht sehr dunkel werden würde. „So braun wie die Ohren nach etwa sechs Wochen sind, so braun wird er bleiben.“

Meine Oma war plötzlich ganz stolz und prima zu mir und die schlimmen Worte, die sie meiner Mutter zu Beginn der Schwangerschaft um die Ohren gehauen hatte, waren vergessen. Durch mich wurde schließlich auch sie nun ein bisschen was Besonderes. Ständig kamen Nachbarn aus der Gegend vorbei und eines Tages stand die komplette Schulklassie meiner Mutter vor der Tür. Alle waren neugierig und wollten mich unbedingt sehen. Hätte meine Oma Eintritt genommen, hätte sie das Haus, in dem sie zur Miete wohnte, sicher bald kaufen können. Jeden Tag schob sie mich stolz im Kinderwagen vor sich her und ließ jeden, der es wollte, hineingucken.

Dann kam auch mein Vater zurück aus Guinea, um sein Studium zu beenden. Er nahm mich auf den Arm und freute sich mächtig. Und meine Oma, die meinen Vater bis dahin nicht kannte, war erstaunt, dass er so ein gutes

Benehmen hatte. Sie hatte nämlich gehört, dass die Schwarzen im Restaurant mit den bloßen und ungewaschenen Fingern äßen.

Mein Vater hatte immer noch große Angst, von der Ingenieursschule zu fliegen. Meine Mutter hatte standhaft bis zu diesem Zeitpunkt niemandem seinen Namen verraten. Nun ging sie mit mir auf dem Arm tapfer zur Parteisekretärin der SED in der Ingenieursschule, erklärte ihr alle Umstände und bat sie ganz innig, dass mein Vater bleiben darf. Die Parteisekretärin versprach, sich dafür einzusetzen, und das tat sie auch. Sanoussi durfte nicht nur zu Ende studieren, sondern ging noch im Herbst 1962 für einen kurzen Lehrgang nach Berlin. Er unterschrieb amtlicherseits sofort die Vaterschaftsanerkennung. Ich lag jetzt in trockenen Tüchern, sozusagen.

Es gab aber auch ein paar weniger schöne Ereignisse in jener Zeit, von denen mir meine Mutter später erzählte. Eines Tages wurde sie beim Wäscheabnehmen im Hof von einer Nachbarin an den Zaun gerufen, die sagte: „Wissen sie, ich kenne da eine Bauernfamilie, die sechs Kinder hat. Also, ihr Kind würden sie gern zu sich nehmen. Sie brauchen ja später mal helfende Hände auf dem Hof. Ich hab ihnen schon Bescheid gegeben. Überlegen sie es sich!“ Gedanken an moderne Sklaverei stiegen in meiner Mutter auf und sie ließ die Frau wortlos stehen.

Eines Tages klingelte es dann an der Tür und davor stand eine meiner Mutter völlig fremde Frau, die auf den Kinderwagen, den sie mitgebracht hatte, deutete und sagte: „Ich interessiere mich für ihr Kind und möchte es eigentlich gleich mitnehmen. Es wird es gut bei uns haben.“ Vielleicht ist Polanskis Film *Rosemary's Baby* 1968 nach realen Vorbildern entstanden?

In dem Haus, in dem wir damals wohnten, gab es eine Familie mit Telefon und bei ihnen bestellte meine Mutter ein Taxi, die damals in der DDR nicht sehr teuer waren, wenn man eines auftreiben konnte. Sie wollte über Pfingsten einen Job als Schwimmmeisterin an der Talsperre Kriebstein wahrnehmen. Anders kam man schlecht dorthin, wenn man kein eigenes Auto hatte. Sie nahm mich natürlich mit und wir standen an der Straße, als das Taxi kam. Der Taxifahrer sah mich, ich war inzwischen erheblich dunkler als noch zu meiner Geburt, sagte „Neger fahre ich nicht“ und brauste davon.

Zu dieser Zeit sah meine Mutter, wenn sie mich mit dem Kinderwagen durch die Frischluft schob, in den Läden der Hauptstraße Mittweidas plötzlich

wochenlang Stapel von Ananasdosen für 16 Mark, ausgerechnet aus Guinea.  
Verrückter Zufall.

Das Etikett, das eine schwarze Frau mit Ananas in der Hand zeigte, verfolgte sie regelrecht bis in den Schlaf. Sie hatte allerdings kein Geld, um sich eine Dose zu kaufen. Vom Staat gab es damals 20 Mark Kindergeld monatlich. Andere Leute hatten das Geld aber offenbar auch nicht, denn die Dosen waren so lange in den Schaufenstern zu sehen, bis die Etiketten ganz verblasst und die schwarze Frau weiß geworden war. Sie hatte sich integriert.

An einem anderen Schaufenster schob sie mich immer sehr schnell und mit aufkommender Panik vorbei. Dort stand hinter der Scheibe ein großer, ausgestopfter, elektrifizierter Storch, der einem zunickte, wenn er eingeschaltet war.

Richtig bewusst, ich muss knapp vier Jahre alt gewesen sein, kann ich mich daran erinnern, wie meine Mutter und ich die erste Wohnung bekamen. Es war eine Zweiraumwohnung (ohne Humpe) im Neubaugebiet von Mittweida oben auf einem Berg. Ich hatte einen Platz im Kindergarten „Stadtgraben“ und jeden Morgen stellte meine Mutter mich vorn auf den Kinderroller, hängte ihre Schultasche über den Lenker, platzierte sich hinter mich und wir beiden sausten den Weg hinab in die Stadt. Die Bauarbeiter im Neubaugebiet nannten mich „Bimbo“, was meine Mutter und ich damals überhaupt nicht schlimm fanden. Sie mochten mich nämlich sehr und waren äußerst freundlich, wenn ich vor unserem Haus durch die Baugruben der noch zu entstehenden Häuser tobte, unglaublich viel vor mich hin quatschend, da ich, laut meiner Mutter, schon mit vier Jahren einen ungewöhnlich großen Wortschatz besaß.

Und dann weiß ich noch, wie meine Mutter und ich ab 1965 samstags in krisseligem Schwarzweiß *Beat Club* guckten, nachdem meine Mutter die Antenne möglichst versteckt auf dem Balkon Richtung Westen ausgerichtet hatte. Westfernsehen war verboten und meine Mutter war Lehrerin. Das hätte zu ernsthaften Konsequenzen für sie führen können.

# Cola Whisky

Meine Mutter war tatsächlich „eine starke Frau“, ein Begriff, der heutzutage leider etwas inflationär verwendet wird, ohne dass wirklich was dahintersteckt. Sie war mir die beste Mutter, die man sich vorstellen kann. Soweit ich das als Kind überhaupt einschätzen konnte, habe ich mich immer als ganz normal empfunden, aber meine Mutter hat, wie ich heute weiß, auch eine Menge von mir ferngehalten. Jedenfalls habe ich dadurch sehr schnell und anhaltend eine Art Grundvertrauen in die Menschen meiner Umgebung entwickelt.

Ich hatte wahrscheinlich auch ein relativ gewinnendes Wesen, sonst wäre das etwas anders gelaufen. Du kannst nämlich weiß sein, oder grün oder blau, wenn du ein Arschloch bist, bist du ein Arschloch. Aber wenn du schwarz bist und dann noch ein Arschloch, hast du es noch schwerer. Ich habe immer erst einmal, zumindest unbewusst, versucht, Charme zu versprühen, Menschen für mich einzunehmen.

Ich wurde von Anfang an sehr eigenständig erzogen und bin schon mit vier Jahren allein in Mittweida herumgelaufen. Ich war ein sogenanntes Schlüsselkind, wie die meisten Kinder damals, als noch nicht alle gleich „Rabenmutter“ geschrien haben, wenn jemand sein Kind auch mal „unbeaufsichtigt“ ließ, es nicht dauernd abholte oder irgendwo hinbrachte. Unsere Mütter haben ja fast alle gearbeitet. Ich kann mich auch daran erinnern, dass ich in diesem Alter auch zum ersten Mal allein einkaufen ging. Ich betrat die Kaufhalle, schnappte mir einen Einkaufskorb und lud ihn voll mit allem möglichen Schnickschnack, den der sozialistische Warenalltag so her gab, eine Menge Süßigkeiten und Brot, graue, flusende Scheuerlappen und steinhartes Toilettenpapier, und ging dann, keineswegs schleichend, aber trotzdem unbemerkt, an den Kassen vorbei und schnurstracks nach Hause. Das mit dem Bezahlen wusste ich noch nicht, aber es hielt mich auch

niemand auf. Als meine Mutter dann nach Hause kam, brachten wir alles wieder in die Kaufhalle zurück und ich musste mich entschuldigen.

Ich bekam aber einen Bonbon von der Kassiererin geschenkt, die mir tröstend den Kopf tätschelte, weil ich in diesem Moment die Welt nicht ganz verstand. Sie dachte beim Wiedereinsortieren der Ware sicher, dass es eigentlich egal sei, ob nun ein Glas Lungenhaschee mehr oder weniger im halbleeren Regal steht.

Meine Mutter hatte meinen Vater direkt nach der Geburt gefragt, ob sie für mich die guineische Staatsbürgerschaft beantragen könne und ob er einverstanden sei. Ja, das sei er, war die Antwort. Sollte ich als Schwarzer hier in der DDR nicht klarkommen, sollten das Misstrauen und die Anfeindungen so groß sein, dass ich es in diesem Land nicht aushalte, hätte ich mit 18 die Möglichkeit, zu gehen, wohin ich möchte, so dachten beide.

Der Mann vom Rat des Kreises, mit dem sich meine Mutter dann beriet, war nett und meinte, natürlich könne sie diesen Antrag stellen. Das Problem sei nur, wenn der guineische Staatspräsident eines Tages sagen würde: „Alle Guineer müssen ins Heimatland“, dann müsste ich dahin, und ein Zurück in die DDR gäbe es nicht. Deswegen stellte meine Mutter den Antrag dann doch nicht. Ich denke allerdings nicht, dass mich die DDR nach meinem 18. Geburtstag 1980 gegen den Willen meiner Mutter und als in der DDR sozialisiertes sozialistisches Wesen ausgeliefert hätte, wenn ein afrikanisches Staatsoberhaupt mal wieder gegen seine Nachbarn mobil macht. Aber sicher war sicher und das Thema war vom Tisch.

Dass meine Mutter nicht zusammen mit Sanoussi die DDR verlassen hat, als er Ende 1962 endgültig zurück nach Guinea ging, war überhaupt kein Thema. Sie hat gerne in der DDR gelebt, in der Umgebung mit ihren Freunden und Verwandten, und war sich, ehrlich gesagt, nicht sicher, ob Amirou Sanoussi der Mann gewesen wäre, mit dem sie ein Leben in Afrika hätte leben wollen.

Man darf nicht vergessen, dass es damals keine Computer mit Google, Wikipedia und YouTube gab, wo man sich einfach so über Land und Leute und Sitten und Bräuche hätte informieren können.

Alles war Hörensagen und 1962 gab es sicher nicht die angenehmsten Gerüchte und Vermutungen, was afrikanisches Leben anging. Das hat sich

schließlich bis heute kaum geändert, obwohl man sich besser informieren könnte, wenn man das wollte.

Meine erste und einzige bewusste Begegnung mit meinem Vater fand im Frühjahr 1989 statt. Ich war 27 Jahre alt und schon diplomierter Schauspieler, der vor Kurzem die Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ absolviert hatte. Mein Vater war zu der Zeit Botschafter von Guinea in Kanada und machte einen Kurzbesuch in der DDR. Er nahm Kontakt zu meiner Mutter auf, weil er seinen inzwischen erwachsenen Sohn kennenlernen wollte. Zum letzten Mal gesehen hatte er mich, als ich noch ein Kleinkind war, woran ich mich natürlich nicht erinnern konnte.

Da der Botschafter von Guinea in der DDR schon seit Kindertagen sein Freund war, arrangierte dieser unser Treffen im guineischen Botschaftsgebäude in Berlin-Niederschönhausen. Vor dieser merkwürdigen Begegnung hatte ich noch eine anstrengende Theaterprobe im Jugendtreff des Palastes der Republik mit meinen Schauspielkollegen Walter Plathe, Simone Thomalla und Matthias Freihof. Der Abend hieß *Plattenspiele* und war ein heiter-ironischer Ritt durch die Untiefen ostdeutschen Humors, mit ein paar kuscheligen Seitenhieben auf die sozialistische Realität, um es einigermaßen nett zu umschreiben. Man musste natürlich gerade im mikrofonaffinen Palast der Republik vorsichtig sein, bei allem, was man sagte, erst recht, wenn man auf der Bühne ein paar systemkritische Sachen ablassen wollte. Das ging oft nur „zwischen den Zeilen“.

Ein gängiger Spruch war damals: „Wenn bei uns die (Abhör)Wanzen leuchten würden, würden unsere Städte alle aussehen wie Las Vegas.“ Heute stellen sich die Menschen ohne Not sogar selbstgekaufte Wanzen in die Zimmer, die sie dann zum Beispiel „Alexa“ rufen, um sie aufzufordern, sie abzuhören.

Nachmittags fuhr ich also direkt von der Probe nach Niederschönhausen. Ich war erschöpft und etwas nervös. Vor der Botschaft wartete meine Mutter. Wir gingen gemeinsam hinein und wurden sehr freundlich von einer Art Hausdame, die aussah wie eines der Weather Girls, empfangen, die in einen lilafarbenen afrikanischen Fummel gewandet war. Sie balancierte ein kunstvoll verschlungenenes Stoffgeruschel wie ein zirzensisches Kunststück auf dem Kopf und geleitete uns durch die Räume. Ich weiß bis heute nicht, was ihre Aufgabe war, aber im Zweifel war sie eine Art Edelputzfrau oder

wahrscheinlicher gar die Frau des amtierenden Botschafters, den wir an diesem Tag seltsamerweise nicht zu Gesicht bekamen.

Wir setzen uns, mein Vater erschien. Er sprach noch relativ gut Deutsch, jedenfalls besser als ich Russisch, das man mir jahrelang in der Schule erfolglos in den Kopf trichern wollte, was bis heute ein ungutes Gefühl in mir aufkommen lässt, wenn ich slawische Sprachen höre.

Ein junger Mann betrat den Raum, sicher ein guineischer Student, der sich in der Botschaft als eine Art „Butler“ etwas dazuverdiente, und fragte uns, was wir trinken wollen. Fanta? Cola? Whisky? Als Ossi waren das für mich natürlich alles selten zu konsumierende Herrlichkeiten und ich bestellte ganz viel Coca-Cola und einen Whisky. Daraufhin mischte sich sofort mein Vater ein und sagte: „Mein Sohn trinkt keinen Whisky!“

Damit war die Sache eigentlich gelaufen. Ich habe das natürlich als anmaßend und stark übergriffig empfunden. Wie kam dieser mir völlig fremde Schnösel dazu, mir direkt nach der Begrüßung Vorschriften zu machen und mich, seinen inzwischen 27-jährigen Sohn, erziehen zu wollen? Und das nach über einem Vierteljahrhundert ohne Kontakt zu mir?

Meine Mutter, die mich ziemlich gut kannte, stieß mich unter dem Tisch mit dem Knie an und in ihrem leicht flehentlichen Blick sah ich, dass ich das bitte einfach schweigend ertragen sollte. Ich akzeptierte.

Im vor sich hin plätschernden Gespräch äußerte mein Vater dann sein Unverständnis darüber, dass ich nicht mit meiner Mutter zusammenleben würde. Das wunderte mich wiederum sehr. Gut, er kommt aus einem anderen Kulturkreis, in Afrika leben viele Familien generationsübergreifend zusammen. Aber als jemand, der in der DDR studiert hatte und weltbürgerlich in Kanada als Botschafter tätig war, hätte er eigentlich wissen müssen, dass das bei uns nicht gerade Sitte ist. Außerdem war das Verhältnis zu meiner Mutter gerade deswegen ein gutes, eben weil wir nicht zusammenwohnten. Wir kamen beide sehr gut allein zurecht.

Dieses Date mit dem Herrn Papa ging dann so problematisch weiter. Im Grunde gerieten wir ständig aneinander, obwohl ich mich schon stark zurückhielt. Auch deswegen, weil mein Knie schon fast blutunterlaufen war, da meine Mutter mich unter dem Tisch permanent anrempelte, um mir zu verstehen zu geben, dass ich nicht so aufmüpfig sein und besser die Klappe halten soll. Die ganze Situation war ihr sichtlich peinlich. Am Ende fuhren wir in die Gastwohnung der Botschaft, in der mein Vater wohnte. Er wollte

mir diverse Anzüge von sich schenken, führte mich zu seinem Kleiderschrank und sagte sehr bestimmt: „Such dir was aus!“ Ich antwortete, dass ich das alles nicht brauchte, weil er ja einen Kopf kleiner sei als ich und mir die Sachen auf keinen Fall passen würden.

Es war absurd. Er ließ sich nicht abbringen und bestand darauf, dass ich etwas nehme, weil es sehr teure Anzüge seien. Schließlich gab er mir einfach zwei aus dem Schrank. Und auch ein Paar Schuhe, kackbraune Slipper mit fürchterlichen goldenen Bommeln.

Auf meinen Einwand hin, dass ich viel größere Füße hätte als er und diese Schuhe mir mindestens zwei Nummern zu klein seien, sagte er lediglich: „Die Schuhe haben 700 Dollar gekostet.“ Um diesen ganzen Unsinn zu beenden, nahm ich alles und sagte nichts mehr.

Beim Abschied gab er mir auch noch einen Umschlag. Als ich ihn öffnete, fand ich darin 3 000 Mark der DDR. Ich hatte glücklicherweise Schauspiel studiert und guckte professionell eher erfreut als enttäuscht, denn natürlich hatte ich auf Westgeld spekuliert. Damit hätte ich mir im Intershop eine Jeans und ein paar Platten kaufen können – zu der Zeit hörte ich Kate Bush – und schöne Klamotten. Kates Platten und mir wirklich gut passende Hosen gab es nur im Intershop. DDR-eigene Jeanskreationen wie *Wisent*, *Boxer* oder *Goldfuchs* kamen mir nicht an die Beine. Ich hatte in einem Jugendmode-Geschäft mal einige dieser Ost-Jeans anprobiert und konnte mich nicht entscheiden – zwischen Lachen und Weinen.

Dass man in der DDR Westgeld besitzen durfte, wusste mein weltgewandter Vater angeblich nicht. Natürlich freute ich mich am Ende über die 3 000 Ost-Mark, das war schließlich sehr viel Geld, wenn man bedenkt, dass der Durchschnittsverdienst in der DDR zu dieser Zeit 800 Mark im Monat betrug. Außerdem waren 3 000 Ost-Mark knapp 5 400 Feierabendbiere à 0,56 Pfennige. Wir hatten es doch eigentlich gar nicht so schlecht.

Tja, so war das mit meinem Vater. Ich denke, er wollte mir, menschlich absolut verständlich, einfach nur zeigen, wie weit er es gebracht hat. Wie ein amerikanischer Rapper, der aus der Gosse kommt und nach seinem Durchbruch Videos dreht, in denen er sich mit Diamanten und Ketten und Schmuck behängt, die schönsten Frauen am hauseigenen Pool um ihn herumtanzend, die fettesten Autos vor der Tür cruisend, um damit allen unmissverständlich zu zeigen, dass er es geschafft hat.

Ich bin meinem Vater nicht böse, aber das alles hatte auf mich wirklich eine abschreckende Wirkung. Wir haben nach diesem Aufeinandertreffen keinen Kontakt mehr gesucht und uns nie wieder gesehen. Ich googelte ihn ab und an erfolglos und irgendwann 2022 schrieb mir ein entfernter Cousin aus Guinea, der mich über Facebook ausfindig gemacht hatte, dass er gestorben sei. Ich habe kein Königreich geerbt. Mein gelegentlicher Traum von Afrika, Richtung *Prinz von Zamunda*, hat sich nicht erfüllt.

Die Anzüge habe ich damals irgendwann in die Altkleiderdersammlung gegeben, die Schuhe irgendwo auf die Straße neben eine Aschetonne gestellt. Ich konnte wirklich niemanden in meinem Freundeskreis finden, der diese, von meinem Vater gebrauchten, selbst für DDR-Verhältnisse hässlichen Slipper hätte tragen wollen.

Von den 3 000 Mark habe ich mir eine schicke Waschmaschine gekauft. Vorher hatte ich nur eine WM 66. Die Ossis unter Ihnen werden sich mit Schaudern erinnern. Ein fürchterliches Teil, das, wenn es schleuderte, durch die ganze Küche hopste und man, versuchend, die Bestie zu bändigen, gleich mit. Nun hatte ich eine richtige moderne, wunderbare Waschmaschine. Und ehrlicherweise muß ich gestehen, dass sie, rein praktisch gesehen, mehr Sinn machte, als die neue Scheibe von Kate Bush, auch wenn das jetzt blasphemisch klingt.

So habe ich dann jedes Mal, wenn ich Wäsche gewaschen habe, an meinen Vater gedacht. Allerdings ging die Maschine ziemlich schnell kaputt. Aber dann war auch schon „Westen“. Glücklicherweise. Jedenfalls was neue Waschmaschinen betraf.

# Patchwork

Den Vornamen Pierre gab mir meine Mutter, weil zwar Peter damals modern war, mein Vater aber aus einer ehemaligen französischen Kolonie kam und französisch sprach. Also Pierre, Pietro, Pedro, Piotr, Per, Petar und Petrus sind ja derselbe Eimer. Eigentlich alles ein langweiliger Peter. Ein Name, der im verhältnismäßig langen Zeitraum von 1930 bis Mitte der Sechziger einen Spitzenplatz unter den Männernamen einnahm und zu einer Art Sammelbegriff mutierte, fast so wie heute Ben, Finn, Leon, Elias, Lukas, Felix, Noah oder Maximilian.

Der Nachname Bliss kommt von meinem Stiefvater. Dieser Mann trat in unser Leben, als ich fünf war. Meine Mutter hat mir später erzählt, sie hätten sich heftig flirtend auf irgendeinem Bahnhof getroffen, in Wahrheit lernten sie sich aber über eine Heiratsanzeige kennen und es klappte. Er brachte seine Kinder Ronald, der ein Jahr älter als ich, und Grit, die ein Jahr jünger als ich war, mit in die Ehe.

Mein Stiefvater war kurz vorher geschieden worden. Seine Ex-Frau, die Mutter meiner neuen Geschwister, war wegen angeblich staatsfeindlicher Umtriebe ins Gefängnis gekommen. Sie hatte nichts weiter getan, als als Ostdeutsche an einem Westberliner Radiorätsel teilzunehmen. Sie hatte gewonnen und einige RIAS-Mitarbeiter hatten ihr einen Präsentkorb überreicht. In der DDR damals ein Unding. Ihr wurde daraufhin Spionage und ähnlich Subversives unterstellt, und in Zeiten von Ulbricht und Genossen wanderte man dann schnell in den Knast. Sicher auch, um ein paar Exempel zu statuieren. Sie wurde zu zwanzig Monaten Haft verurteilt. Von einer gewissen Entfremdung, die dadurch zwischen beiden Eheleuten einsetzte, abgesehen, war es sicher, bei näherer Betrachtung aller Umstände, besser für meinen Stiefvater, sich scheiden zu lassen, wenn er mit den beiden Kindern

unbelastet durchs Leben im Osten kommen und seine berufliche Laufbahn nicht gefährden wollte. So wurde es ihm jedenfalls nahegelegt.

Zu der Zeit eigentlich völlig unüblich, bekam er bei der Scheidung das Sorgerecht für die gemeinsamen Kinder Grit und Ronald zugesprochen. Und ich greife jetzt weit voraus, aber meine Geschwister haben später zu ihrer leiblichen Mutter Kontakt aufgenommen, und so ist sie heute nicht nur bei großen Familienfeiern stets mit unter den Gästen.

So kam ich zu meinem Stiefvater Wolfgang, und so wurde ich in einer Patchwork-Familie groß, als das noch ziemlich unüblich war und auch noch nicht so hieß. Wir sind dann allesamt ziemlich schnell nach Hennigsdorf bei Berlin gezogen, dort arbeitete Wolfgang als Instandhaltungsmechaniker im Kombinat Lokomotivbau Elektrotechnische Werke „Hans Beimler“ (LEW). Er kannte sich auch sehr gut mit den ersten Computern aus, die in die sozialistische Produktion Einzug hielten und verstand sich darauf, sie zu programmieren und auch zu reparieren. Letzteres wohl öfter als neue Programme aufzuspielen. Inzwischen heißt das Werk Alstom Hennigsdorf, stellt aber immer noch sämtliche Arten von Bahnen, vom Hochgeschwindigkeitszug bis zur S-Bahn, her.

Erstaunlicherweise war ich überhaupt nicht eifersüchtig auf den neuen Mann im Leben meiner Mutter. Er behandelte mich von Anfang an als sein Kind. Auch ihm habe ich meine glückliche und unbeschwerte Kindheit und Jugend zu verdanken. Und ich habe mich gefreut, dass ich nun Geschwister hatte. Mit Ronald und Grit vertrug ich mich von Anfang an super. Mein großer Bruder hat mich, wie es sich für einen großen Bruder gehört, verteidigt und beschützt, und ich habe mich, wie es sich gehört, für meine kleine Schwester in die Bresche geschlagen. Jedenfalls wenn die Situation nicht allzu brenzlig war. Ich hatte ihr sogar einmal von meinem Taschengeld Schminke gekauft, weil ich fand, dass sie mehr aus sich machen könnte. Ich glaube, sie war da zwölf Jahre alt, oder so. Wir waren ein sehr aufgewecktes Trio und haben zusammen eine schöne, typische DDR-Kindheit verbracht.

Das ging sehr gut, liebe Wessis, von denen, die denken, dass wir nur von einem Fahnenappell zum nächsten, vom Pioniernachmittag zur vormilitärischen Ausbildung gelebt haben. Wir tobten auf einem schönen Waldspielplatz herum und spielten in den Baugruben für die Fundamente der noch zu entstehenden Plattenbauten hinter unserem. Die Dinger waren

übrigens gar nicht so übel in Hennigsdorf und hatten oft nur vier Etagen. Ich mag auch heute noch „die Platte“.

# Kind und so

Ich bin als völlig normales Kind wahrgenommen worden. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich damals Rassismus erleben musste, der über eine gewisse und verständliche Neugier hinausging. Ab und zu wurde ich von anderen Kindern, die mich nicht kannten, gefragt, wo ich den herkäme. Dann sagte ich wahrheitsgemäß, dass ich in der Berliner Charité geboren bin. Darauf folgte dann meist, wie auch oft heute noch, die Frage: „Ja, aber wo kommst du *eigentlich* her?“ – „Na, aus Berlin. Hab ich doch grad gesagt.“ – „Jahaaa! Verstanden! Aber *eigentlich*?“ – Denen habe ich dann unter dem Mantel der Verschwiegenheit erzählt, dass ich das verheimlichte, uneheliche Kind von Mireille Mathieu bin, die ich zu dieser Zeit, wie alle, ganz toll fand. Ich habe denen erzählt, dass Mireille Mathieu wegen ihrer Karriere kein schwarzes Kind haben durfte und mich das Management deswegen in die DDR zu einer Pflegefamilie geschafft hat, die sie auch finanziell unterstützt. Das war meine Geschichte. Und wer das glaubte, über den hab ich mich herzlichst zerreißen können. Es waren, wen wundert's, nicht wenige und ich freue mich, dass ich somit endlich in diesem Buch dem ein oder anderen meiner damaligen Gesprächspartner, die mich noch immer verschwörungstheoretisch der armen Mireille zuordnen, die Wahrheit enthüllt habe. „Mireille Matthieus Sohn & seine Geschichten“ waren Fake News. Aber wer doof fragt, der kriegt eben auch eine entsprechende Antwort. Und, liebe Mireille Mathieu, ich bitte Sie hiermit inständigst dafür um Entschuldigung. Und natürlich erzähle ich das heute nicht mehr, obwohl ich diese blöde Woher-Eigentlich-Frage immer noch gestellt kriege.

In Hennigsdorf lebten viele junge Familien, man kannte sich, es wurde oft gemeinsam gefeiert. Meine Mutter hat sich wohlgefühlt mit ihrem neuen Leben, und ich mich auch. Hennigsdorf war zwar auch eine Kleinstadt, aber eben nicht so piefig wie das damalige Mittweida. Das mag auch an der Nähe

zu Berlin gelegen haben. Irgendwie waren die Preußen aufgeschlossener als die Sachsen. Ich bin nicht sicher, ob sich da inzwischen was geändert hat.

Wir lebten in einer Vierraumwohnung einer kleinen Plattenbausiedlung, in der alles überschaubar, gepflegt und sauber war. Ich bin sehr gerne in die Schule gegangen. Sie hieß Paul-Schreier-Oberschule, nach einem in der Nähe von Hennigsdorf geborenen KPD-Politiker, und war in Sichtweite von unserem Zuhause, nur circa 50 Meter entfernt. Inzwischen ist sie abgerissen worden. Waren wohl nicht die besten Platten, aus denen sie zusammengesetzt war. Vielleicht hatte man damals irgendeine Zutat für den Beton nicht am Start. Die Häuser drumrum stehen aber noch. Noch.

In der „Schreier“ gab keine Probleme oder Hänseleien wegen meiner Hautfarbe, ich kann mich nur an einziges Mal erinnern, dass ich mich geprügelt habe, mit Thomas Müller aus meiner Klasse, aber da ging es um etwas anderes. Ich habe verdrängt, worum. Wer weiß in der zweiten Klasse schon so genau, warum er sich gerade rauft.

Ich hatte fast nur Einsen und war einer der Klassenbesten, genau wie meine Geschwister. Wir drei waren keine Streber, die keiner leiden konnte, wir haben nur sehr gerne und schnell gelernt, es fiel uns einfach leicht. Und wahrscheinlich hatte es was mit unserer Mutter zu tun, die ja Lehrerin war und uns eine Menge Zusammenhänge einfach bestens erklären konnte. Meine Mutter unterrichtete allerdings an einer anderen Schule in Hennigsdorf. Das war von ihr so gewollt und auch gut so. So kamen wir nicht in Situationen, in denen gute Zensuren hätten angezweifelt werden können, nur weil unsere Mutter sie uns gegeben hat.

Ich muss hier aber auch bekennen, dass manche Hausaufgaben einfacher für uns waren, da wir wussten, wo unsere Mutter die Lösungshefte aufbewahrte. Der Lehrplan war ja an allen Schulen der gleiche. Natürlich kam es nicht nur darauf an, die Lösung hinzuschreiben. Aber es war zum Beispiel bei Mathematikhausaufgaben einfacher, wenn man sah, ob die Lösung stimmte und die Herleitung somit okay war. Oder eben nicht. Dann musste man noch mal ran. Und ich habe mindestens fünf Hausaufsätze komplett aus den alten Studienunterlagen meiner Mutter abgeschrieben, da sie bei ihrem Lehrerstudium ein paar Jahre früher haargenau die gleiche Aufgabenstellung hatte und sich zumindest thematisch am Schulstoff der DDR seither glücklicherweise nichts verändert hatte. Vorteil Stillstand.

Guttenberg für Arme. Eigentlich war ich ein dummes Brötchen, denk ich gerade so. Und faul.

Mein neuer Vater Wolfgang hatte ein Auto, einen himmelblauen Trabant 500, ein fürchterliches, kleines Ding, in dem selbst kleinen Kindern, die zu dritt auf die Rückbank gepresst saßen, ab und an die Luft ausging, so dass unsere Mutter am Vorderfenster mit der Hand einen Windkanal bilden musste, der ein bisschen frische Luft zu uns leitete. Der Trabant 500 war das Vorgängermodell des Trabis, den man heute noch kennt und dessen Herstellung kurz nach der Wende eingestellt wurde. Ich bin nicht so ostalisch, diese unbequemen Stinker zu vermissen. Mit dieser knatternden Pappkugel sind wir im Urlaub sogar bis in die Hohe Tatra gefahren, vollgestopft mit Koffern, Zelten, Konservenbüchsen und uns fünf Personen, und ich frage mich heute, wie wir das alle überlebt haben. Inklusive Auto. Auf mancher Serpentine mussten wir aussteigen, weil der Trabi es sonst nicht den Berg hinaufgeschafft hätte. Mein Vater blieb hinter dem Steuer und wir drei Zwerge und die Mutter schoben kräftig, während das Auto laut protestierend bedenklich dunkelgrau gefärbte Abgaswolken in die friedliche tschechoslowakische Landschaft pestete, ehe es sich weiter vorwärtsbewegte. Kann gut sein, dass damals links und rechts der Straße ein paar Vögel vergiftet von den Zweigen fielen. Eintagsfliegen starben Minuten vor ihrer Zeit und wir husteten schiebend leise Flüche.

Meist fuhren wir im Sommer aber an den Liepnitzsee zum Zelten. Selbst das erschien mir in diesem Vehikel immer wie eine kleine Weltreise, dabei ist der Liepnitzsee nur vierzig Kilometer von Hennigsdorf entfernt. Ich bin jedenfalls seit der Wende '89 in keinen Trabi mehr gestiegen. In das Ding kriegt man mich nur noch mit Gewalt. Oder mit viel Geld. Ich habe allerdings im Film mal einen reparieren müssen. Das war 1992 in *Go Trabi Go 2*, und die Rolle des Automechanikers, die ich spielte, hieß sinnigerweise „Bongo“. Das waren ziemlich viele Scheußlichkeiten auf einmal. Aber ich war jung und brauchte das Geld.

Es waren eigentlich ganz schöne Sommer am Liepnitzsee, an die ich mich erinnere. Auch wenn es tagelang regnete, die Zelte patschnass waren und die Schlafsäcke und Luftmatratzen klamm. Nein, „ganz schöne Sommer“ ist gelogen, weil es sich in Kindheitserinnerungen immer gut anhört. Die Wahrheit ist, ich habe Camping gehasst wie die Pest und bin seither in kein

Zelt mehr gekrabbelt. Wir verbrachten jedes Jahr mehrere Wochen am Liepnitzsee, da unsere Mutter als Lehrerin dieselben Schulferien hatte wie wir. Mitgehangen, mitgefangen. Unser Vater fuhr dann oft aus dem Zelt heraus zur Arbeit. Ein kleiner Trost für mich Campinghasser waren allerdings die anderen Zeltler. Ausnahmslos nette Menschen. Und mein bester Freund Uwe und seine Eltern Erna und Günter waren auch immer dabei. Unsere Mütter waren nach wie vor beste Freundinnen. Eine Freundschaft, die ein Leben lang hielt. Günter war Jazz-Posaunist und Schriftsteller und schenkte mir an einem Liepnitzer Anglersteg zum zwölften Geburtstag ein Gedicht. Das hat bisher leider niemand wieder getan.

Günter Saalmann

Der Eismann ist kein Schneemann

*Der Eismann ist kein Schneemann,  
der Wassermann kein Seemann,  
wo's brennt muss keine Glut sein,  
nicht schlecht sein heißt nicht gut sein.*

*Ein Tormann ist kein Pförtner,  
ein Kürschner ist kein Gärtner,  
ein Starrkopf nicht der Stärkste,  
ein Ärger nicht das Ärgste.*

*Ein Wildfang ist kein Jäger,  
ein Fauler wird kein Träger,  
ein Klugschnack muss nicht klug sein,  
und damit soll's genug sein.*

Als Dauercamper kannten sich fast alle auf dem Zeltplatz. Es war wie eine große Familie. Und netterweise wurde ich von den Urlaubern nicht mehr einfach gepackt, hochgehoben und auf jede erdenkliche Art geknuddelt, wie damals an der Ostsee. Abgesehen davon, dass ich inzwischen auch zu schwer gewesen wäre, war ich einfach nur eines von den vielen Kindern die dort rumwuselten, wenn auch schon bei Beginn des Urlaubs besonders braun.

Gegen Saisonende hatten die anderen aber meist mächtig aufgeholt. Ich gab eine Art Maßstab vor und immer wieder legte ein Mitcamper seinen Arm

zum Bräunungsgradvergleich auf meinen, um dann enttäuscht zu murmeln, dass das ungerecht sei, weil ich natürlich in der Sonne auch brauner wurde und somit nicht zu toppen war.

Nie hat zu mir jemand etwas Böses gesagt, nicht einmal eine blöde Bemerkung kam, nicht eine einzige, egal bei wem und in welchem Zelt ich auch rumbummelte. Mein einziger Feind war damals, so verrückt es klingt, eigentlich nur die Sonne. Auf zuviel Sonneneinstrahlung reagierte ich äußerst allergisch und bekam am ganzen Körper, ganz besonders in den Kniekehlen, Armbeugen und Achselhöhlen, juckende und nässende Pusteln, die mit dicker, fetter, stinkender Prednisolonsalbe behandelt wurden. Meiner Afrikatauglichkeit waren somit enge Grenzen gesetzt und ich war froh, dass meine Mutter sich nicht hat überreden lassen, zu einer Art Tania Blixen zu werden und mit mir nach Guinea auszuwandern. Dort hätte sie dann zumindest den örtlichen Apotheker heiraten müssen, damit ich überlebe.

Da unsere Mutter an ihrer Schule auch Schwimmen unterrichtete, konnten wir sehr früh schwimmen. Ich schätze natürlich, dass sie es uns so schnell wie möglich aus Eigennutz beigebracht hat. Versuchen Sie mal sechs lange Wochen Sommerurlaub direkt am See drei Kinder zu überwachen, die nicht schwimmen können. So hatten unsere Eltern eine Sorge weniger, wenn der Sommerwind mit Wassergeplänsche unterlegtes Kindergegicker zum Zelt wehte. Wir schwammen oft vom Ufer zur Insel im See, wo wir uns eine Fassbrause für 10 Pfennige kauften und wieder zurück schwammen. Von Seepflanzen bebauchpinselt.

Es gab auch eine große Wiese in der Nähe, die ich oft mit meinem besten Freund Uwe erkundete. Wir nannten sie die Fürchtewiese, weil sie echt zum Fürchten war, da es an allen Ecken brummte, summte und krabbelte und raschelte und man sofort von Mücken und auch Zecken überfallen wurde. Im Prinzip fehlte nur noch ein böser Clown, der aus einem Erdloch guckte. Das hätte mich dann wirklich erschreckt, weil ich Clowns schon als Kind nicht mochte, und ich hätte sicher versucht, ihn weg zu kicken. Aber irgendwie hatte die Wiese was. Wir rannten jedenfalls oft drin rum und krabbelten abends ziemlich zerpiekst ins Zelt. Trotzdem war ich froh, wenn diese unbeschwerteten Wochen am See vorbei waren und ich zu Hause im mückenfreien Zimmer und meinem schönen, festen, warmen Bett, statt auf einer oft geflickten Luftmatratze, in einem immer leicht klammen Schlafsack, schlafen konnte.

Wasser war und ist wirklich mein Element. Ich ziehe immer schon einen gepflegten Strandurlaub vor, als irgendwo in den Bergen in bunte Ballonseide eingemummelt auf Skiern durch den Schnee zu eieren. Meine Geschwister und ich waren also Dank unserer Mutter wirklich gute Schwimmer und holten als Kinder bei der ein oder anderen Spartakiade, Schul-, Kreis- oder Bezirksmeisterschaft ein paar Medaillen nach Hause. Genaugenommen habe ich 13 davon in Gold, Silber und Bronze irgendwo im Keller herumliegen. Eines Tages kamen Rattenfänger getarnt als Trainer von einer Sportschule in Potsdam in unsere Schule und suchten nach Talenten. Auch ich geriet als guter Schwimmer ins Visier. Aber das war nun etwas, was ich wirklich nicht wollte. In ein Internat? Jeden Tag stundenlanges Training? Disziplin ohne Ende? Soweit ging mein Ehrgeiz dann doch nicht. Da meine Eltern uns als Kinder ernst nahmen, keinen Druck aufbauten und unsere Entscheidungen akzeptierten, sagte ich locker nein. Die Herren saßen dann noch bei uns zu Hause auf der Couch. Ich lauschte an der Tür und hörte meine Mutter sagen, dass Pierre das selbst entscheiden müsse. Und er ja nun schließlich Nein gesagt hätte. Mehrfach. „Tut mir leid, meine Herren.“

Bei meinem fehlenden Killer-Gen, andere unbedingt besiegen zu wollen, wäre auch nie ein Mark Spitz, der damals alles gewann, was es zu gewinnen gab, aus mir geworden. Und zart besaitet, wie ich damals schon war, hätte ich wahrscheinlich das ganze systematische Doping nicht vertragen und mir wären eher Flügel gewachsen, statt Muskeln. Obwohl Mark Spitz an sich eine Motivation gewesen wäre, wenn er mit mir mein Becken durchpflegt hätte. So kam er um die Mireille-Geschichte drumrum. Eigentlich schade für Mark.

Ich bin mit Westfernsehen und *Bonanza* groß geworden und wir haben zu Hause viel RIAS gehört, Lord Knuds *Schlager der Woche* oder *Hey Music* auf SFB. Ich kannte mich damit besser aus als mit dem kompletten DDR-Rundfunk.

Meine Mutter hat uns relativ früh erklärt, warum wir in der Schule nicht darüber reden dürfen, was aber auch keine Schwierigkeit für uns war, wir haben schnell verstanden, dass sie als Lehrerin damit sehr große Probleme bekommen würde. Und dass dann Westradio und -fernsehen für uns Zuhause Tabu wären. Was für eine schreckliche Vorstellung, ohne „Gute-Nacht-John-Boy“ weiterleben zu sollen. Und ich hatte es ja schon geschnallt seit der Zeit,

als ich mit meiner Mutter noch allein in Mittweida lebte und wir heimlich zusammengekuschelt den *Beat Club* von Radio Bremen im Fernsehen guckten. Mensch, waren wir subversiv! Aber wer war das in diesem Sinne in der DDR nicht?

Ich hatte auch später kaum Leute im Bekanntenkreis, die auf Ost-Rock standen. Mit den Puhdys konnte und kann man mich jagen und auch sonst drang nur selten ein Hit unserer DDR-Bands zu mir durch. Ich hätte nie eine Langspielplatte einer unserer Bands gekauft, bis auf eine Ausnahme. Von Veronika Fischer hatte und habe ich alles. Ich weiß noch, wie ich mir monatelang 16,10 Mark Taschengeld zusammengespart habe, um mir 1975, ich war 13, die erste Scheibe von der Fischer zu kaufen. Mit ihrer unglaublich toll arrangierten Ballade *Daß ich eine Schneeflocke wär ...* hatte sie mich einkassiert. Ich bin ihr bis heute verfallen, auch wenn ich meist die alten Sachen höre. Man darf nicht vergessen, dass es 1975 schon Künstlerinnen wie Donna Summer gab, welche mit Wahnsinnsstimme großartig von Giorgio Moroder produzierte Songs raushaute, die selbst aus meinem ersten Mikki-Taschenradio super klangen. *Love to love you Baby* haben sicher noch andere Jungs in meinem Alter gehört, während wir, pubertär normal, erstmalig unnerum Hand anlegten. Ich habe es dann tatsächlich geschafft, mir 120 Mark der DDR zusammenzusparen und mir die Scheibe aus Ungarn mitbringen zu lassen, wo Westplatten zu haben waren. Für soviel Geld musste man einen Job annehmen und ich erinnere mich, dass ich unter anderem während der Schulferien zwei Wochen durch Hennigsdorf von Baum zu Baum fuhr und die wilden Triebe, die unten aus den Bäumen sprossen, absägte. Donna Summer im Kopf und ein seltsames Gefährt namens Multicar M21 unter den Füßen, in des Volkes Mund „Ameise“ genannt, welches man mit dem Trittbrett lenkte, auf dem man stand.

Und da das hier unordentliche Erinnerungen sind, greife ich schnell mal ein Jahrzehnt vor und schildere eine Episode, die mir just dazu einfällt. Ich weiß noch, wie Anfang der Achtziger Barbra Streisands *Broadway Album* rauskam. Da bin ich mit einem Holländer namens Euwind ins Bett gegangen, unter der Voraussetzung, dass dieser nette Kerl, den ich in den Altberliner Bierstuben kennengelernt hatte, mir das Album aus dem Westen mitbringt. Von der Streisand und der Mangelwirtschaft zur Prostitution gezwungen! Der

Holländer Euwind musste mir versprechen, dass er eine Woche später noch mal einreisen würde mit der LP. Und dann stand er wirklich mit der Platte da. Ich habe ihn anschließend noch mal missbraucht – für *I Love Men* von Eartha Kitt. Und nebenbei machte der Sex mit ihm auch Spaß.

Ich schweife noch ein bisschen. Ich weiß bis heute nicht so ganz, warum wir Schwulen so auf die Streisand abfahren. Ich hatte damals, ich war zwölf Jahre alt, einen Film im Fernsehen gesehen, der *Die Eule und das Kätzchen* hieß. Da spielt sie eine Nutte. Und ich war fasziniert von dieser Frau. Ein paar Jahre später habe ich mir dann das AMIGA-Album *Barbra Streisand's Große Erfolge* (ja, mit Deppenapostroph) besorgt, das, wo sie im Profil auf dem schwarzweißen Cover zu sehen ist. Das war alles „Bückware“. Wenn Westplatten beim DDR-Label AMIGA rauskamen, musste sich die Verkäuferin im Laden dafür extra bücken, um die Platte unter dem Tresen hervorzuholen. Diese Titel standen nicht in der Auslage. Man musste gezielt danach fragen. Die Streisand hat schon was sehr Schwulenaffines, was mich abgeholt hat als jungen Menschen. Alles hatte ein bisschen mehr Drama, war ein bisschen over-the-top.

Zurück in die Siebziger. Ich kann mich auch erinnern, dass damals, um 1970 herum, eine amerikanische Familienserie ausgestrahlt wurde, in der sich eine schwarze und alleinerziehende Mutter mit ihrem Sohn unverzagt durchs Leben schlägt. Die Serie hieß *Julia* und war wohl in den Staaten damals ziemlich revolutionär, der Hautfarbe der Hauptdarstellerin Diahann Caroll wegen. Mir war das beim Gucken völlig egal. Ich wäre gar nicht darauf gekommen, dass das ein Problem sein könnte. Nachdem es fünfzig Jahre später im deutschen Fernsehen nirgends, wenn es nicht Thema und Problem des Films ist, eine klischeefreie schwarze Hauptfigur gibt, eine ältere schon gar nicht, weiß ich, dass die Amis in dieser Hinsicht seit mindestens fünfzig Jahren weniger rassistisch sind, als wir hier. Hier wird der Hautfarbe bekloppterweise meist auch gleich ein klischehafter Charakter zugeschrieben.

Leider habe ich meinen Stiefvater schon früh verloren. Er starb 1984 mit nur 46 Jahren an Krebs. Mir blutet heute noch das Herz, wenn ich daran denke.

Er war ein guter Mensch, der nicht auf den Kopf gefallen war und einiges an Herzensbildung besaß. Er hatte in der damaligen Zeit den Mut, eine Frau, die ein uneheliches, schwarzes Kind hat, zu heiraten, und ihm war sicherlich klar, dass da Anfeindungen auf ihn zukommen könnten. Trotzdem hat er mit uns eine neue Familie gegründet. Über einen Aussetzer von mir, ihn betreffend, ärgere ich mich heute noch. Kurz vor seinem Tod haben wir ihn im Krankenhaus besucht. Die Ärztin warnte uns vor, dass er an diversen Schläuchen hängt und auch sonst in keiner guten körperlichen Verfassung ist. Man muß vielleicht erwähnen, dass es mit dem Krebs bei meinem Stiefvater von der Diagnose bis zum Tod dermaßen schnell ging, dass wir gar nicht in der Lage waren, diesbezüglich einen klaren Gedanken zu fassen. Ich jedenfalls nicht.

Und so sagte ich der Ärztin, dass ich unter diesen Umständen nicht in das Krankenzimmer gehe, weil ich das nur schlecht ertragen könne. Sie schaute mich traurig an und sagte: „Er ist krank, nicht sie.“ Damit hatte sie Recht und ich ging ins Zimmer. Aber für diese eine Minute Zögern schäme ich mich heute noch.

Zum Nachnamen Bliss, den ich so von meinem Stiefvater bekommen hatte, kam irgendwann im meinem Kopf noch Sanoussi dazu. Bliss ist ja das englische Wort für Wonne, Seligkeit oder Entzücken. Und Sanoussi ist der Vater, der mich gemacht hat. Sanoussi-Bliss. Das klingt für mich wie eine leichte Sommerbrise, auch wenn man es sich wahrscheinlich ein bisschen schlechter als einfach nur Bliss merken kann. Aber das ist mir egal. Sanoussi-Bliss ist also mein Künstlername. Wie Bob Dylan eigentlich Robert Zimmermann ist, man Gerhard Höllerich heute besser als Roy Black kennt, Udo Jürgens mal Udo-Jürgen Bockelmann war oder die Lady-Bump-Sängerin und Silver-Convention-Hupfe Penny McLean im wirklichen Leben Gertrude Münzer heißt.

Ich habe 1992 bei den Salzburger Festspielen, als ich bei Peter Stein im *Julius Caesar* spielte, das erste Mal dem dortigen künstlerischen Betriebsbüro (KBB) gesagt: „Ich möchte im Programmheft bitte als Sanoussi-Bliss stehen“, und habe den Namen dann später auf dem Amt eintragen lassen, da ich durch das Salzburger Heftchen nachweisen konnte, dass ich unter diesem Namen schon gearbeitet hatte und „berühmt“ war, sozusagen. Der Vollständigkeit halber muss ich noch erwähnen, daß Bliss

eigentlich mit ß, also Bliß geschrieben wird, aber immer, wenn ich meinen Namen buchstabierte, die Leute zumindest am anderen Ende des Telefons, statt ß einfach ein S und ein Z schrieben. Nachdem das zum Beispiel auf Flugtickets, die mir von diversen Produktionen gebucht wurden, zur Verwirrung geführt hatte, änderte ich Bliß in Bliss. Auß die Mauß.

# Intelligenzlerkind

1 200 Leute haben sich 1981 beworben, davon wurden nach einem Eignungstest achtzig zur Aufnahmeprüfung an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ zugelassen. Nach der Aufnahmeprüfung blieben dann nur noch dreißig hoffnungsvolle Bühnenstürmer übrig, die damit den Studienplatz in der Tasche hatten. Ich sollte einer von ihnen sein.

Aber zuvor musste ich die Armeezeit bei der Nationalen Volksarmee absolviert haben. In der DDR gab es die 18-monatige Wehrpflicht und die war Voraussetzung dafür, dass man als Mann ein Hochschulstudium überhaupt erst beginnen durfte. Ich bin also nach bestandener Aufnahmeprüfung an der Schauspielschule direkt zum zuständigen Wehrkreiskommando gegangen und habe darum gebeten, dass ich zum nächstliegendem Zeitpunkt zur Armee eingezogen werde, weil ich den Studienplatz sicher hatte und so schnell wie möglich mit der ganzen Spielerei beginnen wollte. Die waren natürlich etwas verwundert: dass da jemand freiwillig kommt und sagt, sie mögen ihn doch bitte ganz fix in die heimlich sehr verfluchte Nationale Volksarmee einziehen. Und es war gewiss ungewöhnlich, dass das ein Schwarzer war. Der Major, der mich anhörte, war nett, hat das alles aufgenommen, und gesagt: „In Ordnung, dann ziehen wir Sie im Herbst ein.“ So kam es dann 1981 auch.

Ich war zur Zeit der Aufnahmeprüfung noch in der Lehre zum Koch. Dass ich zunächst Koch gelernt habe, hat damit zu tun, dass ich in der DDR nicht an die Erweiterte Oberschule, also ans heutige Gymnasium gekommen bin. Ich wollte, auf Grund meiner guten Noten, das Abitur machen. Das ging aber deswegen nicht, weil meine Mutter Lehrerin war, wodurch ich in der DDR als Intelligenzlerkind galt.

Im Arbeiter- und Bauernstaat gab es nämlich eine Quote, was das Abitur betraf: Die Klassen wurden zu festgelegten Anteilen aus Arbeiter- und

Bauernkindern, die das Abitur machen wollten und sollten, und Intelligenzlerkindern zusammengesetzt. Ich hatte zwar einen super 1,3-Notendurchschnitt, aber die Klasse war schon voll mit Intelligenzlerkindern, die Quote war erreicht, ich bekam keinen Platz. Meine Mutter hat dann noch versucht, alle möglichen Hebel beim Kreis- und Bezirksschulamt in Bewegung zu setzen, aber nichts half. Das war wie ein Schlag vor den Kopf und meine Zensuren sanken dadurch wie im freien Fall zwischenzeitlich stark in den Keller, da mir in der neunten Klasse plötzlich die Motivation fehlte, mich weiter anzustrengen. Ich fing mich dann später allerdings wieder.

Weil ich durch diese Ablehnung, ich glaube, das war die erste tief empfundene Niederlage meines Lebens, stark angegriffen war, klopften meine Mutter und ich eines frühen Abends eine Flasche Wermut – klingt heute nicht pädagogisch wertvoll, aber damals war es, zumindest in der DDR, nicht außergewöhnlich, dass Mütter mit ihren fast erwachsenen Söhnen auch mal einen kippten. Wir hatten ja nüschte. Und es blieb ja im Rahmen der Familie. Betreutes Trinken zu Erziehungszwecken, sozusagen. Ich saß also mit meiner Mutter in unserer ziemlich scheußlichen, karierten, ockerbraunen Couchgarnitur, die damals Mode war, und ich fragte mich: „Was machst du denn nun? Was willst du werden?“ Wir haben nach etwa drei Gläschchen eine Liste mit Berufen zusammengestellt, die für mich in Frage kämen. Nicht weit vom Hennigsdorfer Zuhause, in Velten, gab es zum Beispiel eine Porzellanfabrik, und da ich mal in einem Mal- und Zeichenzirkel war, dachte ich, werde ich halt Porzellanmaler. Oder Kellner. Oder Koch. Es gab in der DDR so ein A5-Heft, in dem standen alle Berufe, die es so gab im Lande. Ich kann mich an das Heft noch sehr gut erinnern, es war es aus ähnlichem Papier wie das DDR-Schmirgelklopapier. Aus diesem Heft haben wir dann 15 Berufe rausgesucht. Schauspieler stand nicht auf der Liste.

Irgendwann, als wir schon ein bisschen angetüdelt waren, machte ich die Augen zu, fuhr blind die Liste mit dem Finger hoch und runter und blieb bei Koch stehen. Das war es dann: Koch. Auf meinem letzten Zeugnis hatte ich einen Durchschnitt von 1,5. Koch konntest du im Osten auch mit 4,5 werden. Anders als heute im Westen war in der DDR die 5 die schlechteste Note.

Ein paar Tage später sind wir zur HO-Gaststättenorganisation nach Oranienburg gefahren und klopften dort an irgendeine Tür. Die freuten sich natürlich, dass sich jemand mit diesen Noten bewarb. Mir war von Anfang an klar, dass es nicht bei der Berufsausbildung bleiben soll. Ich wollte

anschließend Gastronomie studieren, es gab da ein Fachschulstudium in Leipzig.

Und ich wollte danach alles geben, um früher oder später die gesamte Hotellerie im wolkenkratzenden Hotel Stadt Berlin (heute Park Inn) auf dem Alexanderplatz zu leiten. Ich wollte hoch hinaus. So hoch, wie es in der größten DDR der Welt eben ging.

Aber erst mal landete ich nach dem Zehnte-Klasse-Schulabschluss zu Beginn meiner Lehrzeit in Gaststätten in Hohen Neuendorf, Birkenwerder und Oranienburg. In diesem Provinz-Bermudadreieck gab es auch eine zentrale Vorbereitungsküche, in der wir alle mal während der Lehrzeit 14 Tage arbeiten mussten, und in der tausendfach Schnitzel, Koteletts und Buletten vorgefertigt wurden. Ich habe selten etwas Widerlicheres erlebt. Es gab dort große Kanister mit einer Art Maggi, das literweise an zerdatschtes, müffelndes Fleisch gekippt wurde. Fleisch, das bei Anlieferung an einigen Stellen schon schön bunt schillerte und welches nicht unselten über Nacht von Ratten und Mäusen angenagt wurde. Auch kleine, süße Fliegenmaden wurden einfach mitgeschreddert. High-Proteine-Buletten für alle! Die geheime, maggiaffine Mischung aus den Kanistern und die hohen Temperaturen beim Braten töteten dann alles ab. Aus Scheiße Gold machen, sagten wir verzweifelt arbeitend.

Wahrscheinlich schmeckte der Mist sogar (ich habe nie auch nur einen einzigen Bissen gekostet) und dass ich das hier so schreibe, tut mir für all jene leid, die sich damals in der DDR zum Beispiel bei einem Fussballspiel eine Bulette gekauft haben. Aber es gab noch kein Facebook, dass ich euch hätte warnen können. Ich hielt nur zwei Tage durch, machte auf krank und ließ mich von meiner Mutter abholen, die ich in einer Pause in ihrer Schule angerufen hatte und die sich sofort nach Schulabschluss in den Trabi warf und mit ihm knatternd stinkend über die Landstraßen fegte, um mich vor bösen Mäusen und Ratten und Fliegenmaden und Maggi-Imitat zu retten.

Ich lernte dann mein Handwerk aber wirklich ordentlich in einer privaten Gaststätte in Borgsdorf. Sie hieß „Weißer Hirsch“ und hatte für DDR-Verhältnisse durchaus gehobenen Standard. Ich mochte den Küchenchef Birkner mit seiner schiefen Nase und seinem dicken, prallen Bauch, den ich als Koch erstaunlicherweise nie hatte. Es war überhaupt ein angenehmes Klima dort und wir arbeiteten gern zusammen. Ich lernte tatsächlich gut kochen.

Es gab Tage, da wussten wir nicht, wo uns vor lauter Arbeit der Kopf steht. Der Weiße Hirsch war nicht nur deshalb gut frequentiert, weil er direkt an der S-Bahn lag, was Berliner Wochenendausflügler, die vom Bahnhof gern sofort in eine Kneipe fielen, zu schätzen wussten, sondern weil es wirklich schmeckte, was wir kochten.

Und es gab Tage, an denen überhaupt nichts los war und wir locker auch mal 15 Biere im Laufe einer Schicht in uns reinlaufen ließen. Seltsamerweise ohne betrunken zu werden, da man entweder bei der Essensvorbereitung für die nächsten Tage (Eisbein kochen, Rouladen schieben, Hackbraten braten, Soljanka kochen) ständig schwitzte, oder solche ernüchternden Arbeiten wie Kühlzelle saubermachen verrichtete. Bei letzterer Tätigkeit rutschte mir mal eine Schüssel aus dem oberen Regalfach aus der Hand und eine rohe, glibberige, blutige Masse aus frisch geschnittener Leber flutschte eiskalt über mein sofort kreischendes Haupt. Ich sah aus wie Sissy Spacek in *Carrie, des Satans jüngste Tochter*, ging so um die Ecke in die Hauptküche und sprang fauchend auf meine Kollegen zu. Einige warfen erschrocken, aber lachend mit Tomaten nach mir und das, obwohl Tomaten Mangelware waren. Wir haben sie dann aufgesammelt, abgewaschen und weiterverarbeitet. Ich hab mich verbeugt, wie nach einer Vorstellung, und ging duschen.

Während dieser Lehrzeit als Koch war ich schon ab und zu mal auf Partys in Berlin. Ich hatte einen schwulen Bekannten in Hennigsdorf, der wußte, wo in Berlin der Bär steppte. Ich war 17 und hatte meine ersten sexuellen Erfahrungen schon lange gemacht. Damit meine ich nicht nur mit den Mädchen aus der Klasse, mit denen ich rumgeknutscht habe. Ricarda, Britta und vor allen Ute, mit der ich immer bei der Disco im Raum 218 der Paul-Schreier-Schule bei der langsamen Runde zu *A Whiter Shade of Pale* tanzte, werden sich erinnern. Ich kann mich übrigens nicht erinnern, dass bei diesen Discotheken jemals Ost-Musik gespielt wurde, obwohl es zu dieser Zeit eine 60:40-Prozent-Regel gab. 60 Prozent musste Musik aus dem Osten sein. Das maß aber nie irgendwer nach und die Ostbands wurden von vielen DJs einfach als eine Art Einlass- oder Pausenmusik zwischen den hochgradig tanzbaren Westmusikblöcken leise weggedudelt.

Ich machte also schon relativ früh, mit 13 Jahren, meine Erfahrungen unter anderem zu Hause in unserem Keller mit einem Arbeitskollegen meines Vaters, der verheiratet war, zwei Kinder hatte und sich bestimmt bis heute

nicht geoutet hat, weshalb ich das hier auch nicht tun werde. Emanzipation hin oder her. Der kam mit mir während einer Fete meiner Eltern zum Bier holen in den Keller. Wir hatten bestimmt schon ein halbes Jahr rumgeflirtet und als Jugendlicher kann man da sehr gemein sein, wenn man merkt, da will jemand, aber traut sich nicht, weil die Umstände von allen Seiten schreien: „Laß es!“ Ich war gemein und baggerte weiter. Ich entdeckte schließlich auch erstmalig und neugierig das Spektrum meiner Sexualität.

Als wir dann schließlich im Keller standen, entlud sich alles während eines heftigen Geknutschs und ich sah, dass ihm Tränen über die Wangen rollten. Nach fünf Minuten war alles vorbei. Er wischte sich am Zwiebelsack sauber, nahm das Bier und ging. Ich blieb noch eine Weile im Keller und vernaschte ein Einweckglas Pflaumen. Bald darauf ging er nach Hause und ich habe ihn bei uns nie wieder getroffen. Wenn wir uns in der Stadt sahen, wechselte er die Seite. Und ich fühlte mich trotzdem das erste Mal so richtig begehrt und verspürte auch einen Anflug von Macht, die hinter solchen Geschichten stecken kann. Ich habe sie aber nicht missbraucht, ließ ihn in Ruhe und hing weiter, als wäre nichts gewesen, mit seinen Kindern ab, die zu meinem Freundeskreis zählten.

Ich fuhr also eines Abends mit meinem Freund Karsten nach Berlin und lernte dort auf einer Party irgendwo in Prenzlauer Berg Bernd kennen, der an der Schauspielschule „Ernst Busch“ arbeitete und sinnigerweise mit seinem Nachnamen auch noch Kunstmann hieß. Bernd fragte mich nach ein paar Bier, ob ich etwas mit Theater zu tun hätte oder Sprecher sei – wegen meiner Stimme. Ich verneinte und er meinte: „Solltest du aber.“ Ich hatte den Stimmbruch mit dem ganzen Rumgekiekse irgendwie ausgelassen. Meine Stimme klang mit der Zeit einfach immer dunkler und war, Klischee Klischee, bei einem auch mir sehr angenehmen schwarzen Bass gelandet. Bernd meinte ernsthaft, ich solle mich an der Schauspielschule bewerben – und wurde mein erster Lover. Neben dem Sex hat er mir dann auch noch zwei Rollen fürs Vorsprechen an der Schauspielschule rausgesucht und mit mir einstudiert.

Also, es war eher so, dass er blätternd und zitierend die Rollen raussuchte, die er passend für mich hielt, und ich in der Zeit, weil ich keinerlei Ahnung von Theater hatte, an ihm rumlutschte, so dass es uns beiden Spaß machte. Auf diese Weise haben wir das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden.

Die Rollen waren der Osvald aus Ibsens *Gespenster*, der dann gegen Ende

wahnsinnig wird, und der Mosca aus Ben Jonsons *Volpone*.

Es muss dann beim Vorspielen an der Schauspielschule ziemlich peinlich gewesen sein. Ich bemerkte schnell, dass da was aus dem Ruder lief, zog aber durch. Bei dem Ibsen-Text spielte ich irgendwas vor mich hin, ich übersprang auch gleichmal zwei Seiten, lallte, werkstreu dem Schwachsinn verfallend, auf meinem Stuhl herum, und ich erinnere mich, wie die Dozenten die Köpfe senkten, um ihr Lachen zu verbergen. Bernd saß übrigens nicht im Auswahlgremium. Ich hatte ihn gebeten, nicht ausgerechnet in den Kommissionen zu sitzen, die über mein Gedeih und Verderb zu entscheiden hatten. Wenn ich es schaffte, sollte es ohnebettgeflüstermotivierten Fürsprecher sein. Besetzungscoach war nie mein Ding.

Dass mein Vorsprechen nicht so toll war, habe ich spätestens an der Frage der Prüfer gemerkt, ob ich vielleicht noch „ein Gedicht oder so“ vorbereitet hätte. Hatte ich tatsächlich, ein Gedicht von Erich Kästner, mit dem Titel *Selbstmord im Familienbad*, welches wirklich hübsch ist, ich aber aus urheberrechtlichen Gründen hier nicht abdrucke, da ich bei einem relativ armen Verlag unter Vertrag bin und die Rechte an Kästner erst 2044 auslaufen.

Das Gedicht kann ich aber heute noch unfallfrei. Ich habe es dann beim Vorspiel rausgehauen und sie haben mich (trotzdem) genommen. Bitte nicht nachmachen! Daran lässt sich aber ablesen: Du musstest nicht perfekt sein, du solltest erst an der Schule perfektioniert werden. Sie wollten sehen, ob da überhaupt was ist, ob es „Material“ gibt, aus dem man was machen kann. Und soviel „Material“, oder nennen wir es einfach Talent, war dann wahrscheinlich doch vorhanden.

Möglicherweise war ich sogar als Gesamtpaket ziemlich unterhaltsam. Allein wie ich aussah: Ich hatte bei der Eignungsprüfung einen roten Strickpullover von meiner Mutter an, dazu karierte Hosen, die mir um meine dünnen Beine schlackerten.

Auf meine Beine war übrigens Jahre später mal Ute Lemper ziemlich neidisch. Wir traten 1990 gemeinsam in der letzten Show *Spaß am Sein* des Palastes der Republik auf, in der ich auch eine Travestienummer hatte, bei der ich in Netzstrümpfen und High Heels über die Bühne stöckelte. Ute meinte, dass sie meine Beine toll fände. Ich sagte daraufhin zu ihr: „Entschuldige, du bist Ute Lemper, der Inbegriff von Show und dem dazu passenden Körper. Und du bist neidisch auf meine Gebeine?“ Sie bejahte und

ich überlege bis heute, wie ich dieses Kompliment karrieretechnisch hätte nutzen können. Der Palast der Republik, Erichs Lampenladen, wurde nach dieser Show dichtgemacht. Kein Kommentar.

Ich war bei diesem Vorspiel an der Schauspielschule auch noch zusätzlich gehandicapt: 14 Tage zuvor hatte meine feierwütige Clique im Jugendklubhaus in Hennigsdorf, welches zu dieser Zeit mein Anlaufpunkt Nummer eins war, ziemlich betrunken und früh morgens gegen vier zu ABBA's *Super Trouper* Bockspringen übereinander gemacht. Ich bin dabei an einem meiner Freunde hängengeblieben und so gefallen, dass ich mir, ganz früheres Schlüsselkind, das Schlüsselbein brach. Umnachtet und besoffen sank ich hernieder.

Ich weiß noch, wie ich im Krankenhaus wieder zu mir kam, und dann aber auch gleich wieder ohnmächtig geworden bin, weil ein Biest von Krankenschwester mir ohne Vorwarnung an das zerbrochene Schlüsselbein gefasst und versucht hat, die Knochenenden wieder aufeinander zu stellen. Das klappte wenig später auch leidlich zur Zufriedenheit dieser entfesselten Salome von Pflegerin und ich kann die Stelle heute noch einwandfrei ertasten, wenn ich mich vor gewagten Sprüngen warnen möchte. Ich spüre dort auch Wetterwechsel. ABBA höre ich heute aber trotzdem noch ganz gern. Und schmerzfrei.

Jedenfalls trug ich dadurch einen sogenannten Rucksackverband, damit die Schulter nach hinten gezogen und der Druck auf die zu verheilenden Knochenenden ein wenig genommen wird. So bin ich zum Eignungstest – Rucksackverband, roter Strickpullover meiner Mutter, karierte Hosen. Und zu spät bin ich auch noch gekommen, weil die S-Bahn wegen einer Schneeflocke, die hochkant auf der Schiene stand, wiedermal nicht pünktlich fuhr. Kennen wir heute ja immer noch. Kein Wunder, dass ich die ganze Zeit beim Vorspiel neben mir stand. Aber das Verrückte war, dass ich relativ entspannt geblieben bin.

Ich war keiner von denjenigen, die schon von Kind an Schauspieler werden wollten, ich stand nicht unter Druck, und machte mir auch keinen. Ich hatte inzwischen den ersehnten Studienplatz an der Fachschule für Gastronomie und Gaststättenwesen in Leipzig in der Tasche, ich war also nicht darauf angewiesen, dass das mit der Kasperei klappen musste.

Schon wenige Tage später kam Post, dass ich tatsächlich zur Aufnahmeprüfung eingeladen bin. Als einer von 80, die unter 1 200

ausgewählt wurden. Bei der Aufnahmeprüfung hast du im Prinzip noch mal das Gleiche gespielt, nur vor mehr Dozenten. Das lief irgendwie ganz gut an diesem Tag, ich spielte den Wahnsinn in der richtigen Textreihenfolge und man verzichtete auf das Gedichtaufsagen, was ich als gutes Zeichen wertete.

Hinterher bekam man gleich gesagt, ob man den Studienplatz bekommt oder nicht. Wir saßen alle in der Mensa und wurden einzeln hochgerufen, in ein Zimmer im ersten Stock, das man in jedem Fall anders betrat, als man es verließ. Entweder strahlend, spitze Schreie unterdrückend, oder schlurfend und den anderen vorspielend, dass es ja nicht so schlimm sei, dass man nicht genommen wurde. Man konnte es ja im nächsten Jahr wieder versuchen. Oder in Rostock und Leipzig an der Schauspielschule. Oder Koch werden. Das war alles in allem ein bisschen wie bei *Germany's Next Topmodel*: Ich habe heute leider kein Foto für dich – und dann verschwand man wieder in der Versenkung. Nur hatten die Verkünder besser ausgebildete und angenehmere Stimmen als Heidi Klum. Kunststück.

Vor meinem Studium war ich zwei Mal in meinem Leben im Theater. Das eine Mal war *Pittiplatsch im Zauberwald* und das andere *Hänsel und Gretel* an der Staatsoper. Theater war bis dahin überhaupt nicht mein Metier. Das wurde mir dann später in meinem ersten Studienjahr schmerzlich bewusst – als sich in der ersten Mentorenstunde meine Mitstudierenden wie Tobias Langhoff, Jan Josef Liefers oder Simone Thomalla, Götz Schubert, Andrea Lüdke und Maxi Biewer vorstellten und davon sprachen, dass sie ja schon von Kind an Schauspielerei haben machen wollen. Bei vielen hieß es, mein Vater ist der und der, meine Mutter arbeitet beim Film und so weiter. Nur ich hatte nun, ach, absolut keine Ahnung.

Ich kannte die alle nicht, ich hatte, als ich mit dem Schauspielstudium anfing, von Langhoff noch nie was gehört, einem der größten Namen in der neueren deutschen Theatergeschichte. Als die Reihe an mich kam, dachte ich „Oh Gott, was soll ich sagen?“ Ich verfügte noch nicht über die Lebenserfahrung, dass mir das hätte etwas ausmachen können – keine blassen Schimmer zu haben von der Welt, in die ich mich nun begab. Sonst hätte ich mich wahrscheinlich vorbereitet, Dramen gelesen, Biografien, alles über Theater. Oder wahrscheinlich alles eher nicht. Kunstmänn war kuschelig und sexy.

Aber zurück in die Mensa und den Tag der Aufnahmeprüfung. Als meine Urteilsverkündung bevorstand, musste ich noch einen Moment vor der Tür

des Zimmers im ersten Stock warten. Als ich da so allein im Flur stand, kam Ute Kobrow, eine Bewegungsdozentin, vorbei und raunte mir verschwörerisch zu: „Nur, dass du es weißt, es ist ein Ja.“ Ich: „Wie?“ Sie: „Wir nehmen dich, aber du musst unbedingt an deiner Haltung arbeiten (Ich trug doch noch den Rucksackverband von Salome!). Und sag drin bloß nicht, dass ich's dir schon gesagt habe.“

Somit war dann die Urteilsverkündung im Prinzip das erste Mal, dass ich professionell und spontan eine Vorstellung spielte: Weil ich schon wusste, dass ich angenommen bin, aber total überrascht tun und mich natürlich wahnsinnig freuen musste. Die Dozenten, die vor mir saßen und ihr Urteil sprachen, waren mein erstes wirkliches Publikum. Und ich war der erste Schwarze der DDR, der Schauspiel studiert.

# Schieß doch!

Ich hatte darauf gedrängt, und so kam es dann auch: Vor der Schauspielschule musste ich für 18 Monate zur NVA, der Nationalen Volksarmee der DDR. Ich wurde im Herbst 1981 eingezogen. Das war gar keine gute Zeit. Soviel vorweg: Während dieser anderthalb Jahre sind acht Kameraden von mir ums Leben gekommen. Die Grundausbildung blieb mir natürlich nicht erspart, aber irgendwann kriegte einer der Offiziersfuzzis mit, dass ich gelernter Koch bin, und die Grundausbildung war nach 14 Tagen für mich beendet. Tschüss Schlamm und dämliche Anbrüllerei. Ich wurde glücklicherweise zum Dienst in der Küche verdonnert. Ich war von den 13 Soldaten in der Küche der einzige Koch. Wenn man das hört, denkt man bestimmt, das war doch easy going, aber ich habe jeden Tag, einschließlich Samstag und Sonntag, hart arbeiten müssen. Erst nach 17 Wochen durfte ich das erste Mal für drei Tage Weihnachtsurlaub nach Hause. Wir hatten in der DDR keine Zivilkleidung bei der Armee, und ich wurde deshalb immer etwas seltsam angesehen, wenn ich im Zug nach Hennigsdorf fuhr. Ein Schwarzer in NVA-Uniform gehörte nicht ins normale Straßenbild der DDR. Aber ich gehörte ja auch in Zivil nicht unbedingt rein.

Ich war in Stahnsdorf bei Potsdam beim Panzerbataillon gelandet und musste dadurch andauernd mit der großen Gulaschkanone zu Übungen auf riesige, zerklüftete Truppenübungsplätze irgendwo im Nirgendwo. Waldmeer, Sandmeer, nüscht mehr.

In manchen Winternächten da draußen hatte ich es insofern etwas besser, weil ich einfach auf der mitgekarrten Gulaschkanone schlief. Ich habe mir die angeheizt, damit vordergründig der Tee warm bleibt, aber eigentlich, dass ich nicht erfriere. Kälte kann ich schon immer, auch bei Dreharbeiten, nur sehr

schwer ertragen. Mir friert dann das Hirn ein, ich werde still, aggressiv und antriebslos.

Auf der Kanone war es jedenfalls bei aller Unbequemlichkeit wesentlich komfortabler als bei den anderen Soldaten: Die mussten sich bei minus 17 Grad Schlafkuhlen in den gefrorenen Boden hauen und stapelten sich dann wie die Sprollen dicht nebeneinander, um sich gegenseitig wenigstens ein bisschen warm zu halten. Ich fand das alles hart an der Grenze. Eigentlich war es drüber.

Die Armee hat mir vom ersten Moment an die Sprache verschlagen. Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern, an dem ich eingezogen wurde. Auf dem Weg habe ich meinen Schulfreund Roman getroffen, wir sind schweigend zum Treffpunkt am Bahnhof gelaufen und haben noch eine letzte Zigarette zusammen geraucht. Dann sind wir aus Hennigsdorf auf diversen Lastwagen weggekarrt worden und der Himmel spendierte dazu genau das Wetter, das zumindest in deutschen Filmen in solchen Szenen Standard ist: Es war ein grauer, nebliger und vernieselter Herbsttag.

Ich kam in eine Einheit, in der ich niemanden kannte, es war ätzend und ich fühlte mich tatsächlich wie von allen guten Geistern verlassen. Dass ich in dieser Armeeeinheit natürlich der einzige Schwarze weit und breit gewesen bin, war eigentlich kein Thema. Nur einmal nach ungefähr 14 Tagen, während der Grundausbildung mit dem schrecklich frühen Frühsport, mit all den Übungen unter der Gasmaske, der ganzen furchtbaren Rumballerei mit scharfer Munition und Handgranaten, standen wir zum Morgenappell vor unserem riesigen Wohnblock und ich musste vortreten. Das heißt: Major Damm ließ den Soldaten Bliss vortreten. Major Damm war so ein unangenehmer, winziger, abgebrochener Typ mit einem offensichtlichen Alkoholproblem, der garantiert auch ein guter Nazi gewesen wäre. Er litt stark an der „Krankheit der kleinen Männer“, weshalb er sich überall und ständig mächtig aufplusterte. Da stand ich nun drei Schritte vor meinen Kameraden und er machte bellend eine merkwürdige Ansage: Wenn mir einer ein Haar krümmen würde, dann würde er es mit ihm zu tun bekommen, was für den Betreffenden dann sehr unangenehm wäre.

Es gab keinen Grund, warum er das sagte, ich wusste jedenfalls keinen, außer dem einen: dass ich schwarz bin. Der schrie das jedenfalls über den Appellplatz und hielt das Ganze sicher für eine gute Tat. Das Problem war nur, dass ich anschließend Wochen gebraucht habe, um das Vertrauen meiner

Zimmergenossen zurückzuerlangen. Andere sprachen einfach nie wieder mit mir und ließen mich links liegen. Die dachten natürlich, ich hätte mich bei diesem jämmerlichen Zwerg beschwert, ich wäre zu dem hingegangen, hätte mich ausgeheult oder was weiß ich, um eine Art besonderen Schutz genießen zu können und es somit etwas besser zu haben. Das war natürlich glatter Käse.

Aber auch hier kam mir zugute, dass ich als Koch in der Küche arbeitete und täglich das ein oder andere Zusatzleckerli mit auf meine Stube brachte. Und dass man bei der NVA automatisch, aus einem Überlebensinstinkt heraus, versuchte, ein möglichst gutes Verhältnis zum Küchenpersonal aufzubauen. Ich konnte mittlerweile dem Schulsystem der DDR, welches mich kein Abitur machen, sondern Koch lernen ließ, ziemlich dankbar sein. Auch meine Familie zu Hause profitierte von meinem Dienst in der Armeeküche, da ich heimlich hemmungslos kiloweise Schwarz- und Kräutertee, Salamis, Jagd- und Leberwurstkonserven, Schmalzfleisch und sogar das gar nicht mal schlecht schmeckende Dosenbrot nach Hause schickte. Andere bekamen Pakete ins Militärobject, ich verschickte sie. Und ich muss hier auch mal kurz mit einer Legende aufräumen, denn in dem Tee unserer Volksarmee war kein „Hängolin“ (Volksmund, siehe Wikipedia), das angeblich den Sexualtrieb hemmen sollte, drin. Ich hab den auch getrunken und dass ich keine Probleme bekam, könnten ein paar meiner ehemaligen Kameraden dort bestätigen, denen auch keine permanenten Ermüdungserscheinungen diesbezüglich anzumerken waren. Im Gegenteil.

Ich kleine, schwarze, zarte Seele, die bereits wusste, dass sie Schauspieler werden wird, war natürlich ein Sensibelchen, als ich zum Wehrdienst eingezogen wurde. Die Armee hat mir einzig insofern etwas gebracht, dass ich dort lernte, knallhart zu sein. Als irgendwann mal nachts auf einem Güterbahnhof, unterwegs zu einem dieser Truppenübungsplätze, ein halbverhungerter, russischer Soldat mit vorgehaltener Waffe vor meiner Gulaschkanone stand und Essen klauen wollte, schrie ich ihn einfach nur verroht an: „Na, dann schieß doch, du blöder Russenarsch!“ Er schaute in meine blitzenden Augen und verschwand daraufhin wieder im Wald. Ich glaube, man hat keine Vorstellungen, was die einfachen russischen Soldaten in ihren Einheiten durchmachen mussten. Bevor Sie mich aber jetzt verurteilen: Ich hatte an diesem Tag kaum noch Vorräte für die eigenen Leute. Wir wurden tagelang mit unserem Zug, auf den die komplette Einheit

mitsamt der Panzer verladen war, durch die Gegend rangiert, ohne wirklich vorwärts zu kommen, und hätten schon am Tag davor am Ziel sein müssen. Wir schliefen zu zwölf auf Holzpritschen in den Waggons, von denen in einem ein hagerer, frierender, missgelaunter Schwarzer in der offenen Schiebetür stand, der in einer speckigen Gulaschkanone aus Resten versuchte, Haute Cuisine zu zaubern, was aber leider und vorausschaubar gründlich misslang.

Lange Rede, kurzer Sinn: Das Essen wurde knapp und als nichts mehr da war, blieb mir nichts anderes übrig, als das letzte Dosenbrot zu verteilen. Dieser arme Russe kam mir wirklich einfach nur absolut ungelegen. Kalaschnikow im Anschlag hin oder her.

Die Offiziere gaben mir allerdings am drohenden Ende der Nahrungskette keine Schuld. Was hätte ich auch tun können? Sie schickten per Befehl Soldaten zu Fuß in die nächstliegende Dorfgaststätte, die sie in dem Kaff vermuteten, dessen Schornsteine man hinter einem riesigen, verschneiten Acker wintergemäßmäßig rauchen sah. Die Soldaten kamen nach einer Weile mit fünf inzwischen halbgefrorenen Portionen überbackenem Schweinesteak „au four“ mit Pommes zurück, die ich dann, selbst triefenden Zahnes, für die Offiziere wieder erwärmen musste. Wie gerne hätte ich damit den vornächtlichen Russen versorgt.

Ich mochte nichts an der Armee. Aber der Mensch schafft sich Inseln im Kopf, die das Leben in schwierigen Situationen einfacher machen. Ich hatte vom ersten Tag an Musik im Kopf. Kurz bevor ich den Wehrdienst antrat, ist 1980 die wirklich schöne (Achtung! Klischee!) Barbra-Streisand-Platte *Guilty* erschienen, die ich mir für teuer umgerubeltes Westgeld im Intershop gekauft hatte. Ich hörte wochenlang nichts anderes mehr und die Scheibe immer komplett durch – das hat man ja früher so gemacht. Diese Musik ging mir während Armeezeit nicht aus dem Kopf, was dazu führte, dass ich während der Grundausbildung „I am a Woman in Love and I do anything“ unter der Gasmaske vor mich hin hechelte, während ich durch den Schlamm robbte. Und wenn sich später abends nach der Soldatenverköstigung in der Kasernenküche alles beruhigt hatte, dann blieb ich noch einen Moment im fast schon völlig dunklen Gebäude, rauchte auf dem Sims eines kleinen, runden Fensters im Dachgeschoss noch eine gute Cabi und summte leise die Songs der Streisand in die Nacht.

Die anderen schliefen schon, aber ich hatte oft noch das Frühstück für den nächsten Tag vorzubereiten. Für 500 Leute Butter, klebrige Teewurst und Lewawurscht schneiden oder so was. Um 22 Uhr war normalerweise Bettruhe für alle, um 6 Uhr ging es mit dem drögen Frühsport wieder los. In der Küche gab es diese Einteilung nicht wirklich und ich kann mich nicht erinnern, mal länger als sechs Stunden am Stück geschlafen zu haben.

Das waren wirklich schöne Momente, nachts, alles war still, oben in der Küche, im Halbdunkeln. Ich saß auf dem Fensterbrett, rauchte und sang leise *The Love Inside* im reinsten Hörensagenenglisch und war selig. Diese Frau hat in diesen Situationen das Gefühl in mir bewahrt. Immer, wenn es mir schlecht ging, war da wenigstens die herzerwärmende Stimme der Streisand in meinem Kopf. Klingt pathetisch, is aba so. Thanks, Barb.

Andere Gefühlsregungen waren Hass und Racheinstinkt gegen jeden, der mir Befehle erteilte. Diese Gefühle lebte ich genussvoll so richtig aus und hatte einen Heidenspaß dabei. Wie das, fragt sich die sanfte Leserschaft? Nach einem halben Jahr wurde ich Leiter der Offiziersküche und fing sofort an, diese blöden Fuzzis nach Strich und Faden zu bescheißen. Während der Armeezeit nahm ich so für mich knapp 12 000 Mark der DDR ein. Nur durch Beschiss. Ich fälschte, was das Zeug hielt, die Bücher, oder bediente mich ganz einfacher Methoden, um meine Brieftasche zu füllen. Bei den Soldaten musste ja keiner das Essen bezahlen, die Offiziere im Offizierskasino zahlten hingegen schon. Ich habe meinetwegen dreißig Essen verkauft, aber nur elf eingebongt und in den Büchern vermerkt. Schon hatte ich fünfzig bis achtzig Mark in einer einzigen Schicht für mich „erwirtschaftet“. Das ging täglich so. Ich saß am Drücker. Damals gab es noch keine automatischen Kassen mit Touchscreen, man hat noch ganz simpel Bons per Hand ausgeschrieben, wenn überhaupt ein Offizier einen haben wollte.

Für ein abendliches Bauernfrühstück bei den Offizieren habe ich zum Beispiel Kartoffeln gebraten, die bei den Soldaten mittags übriggeblieben waren. Gab es mittags in der Soldatenküche Hackbraten, dann gab es abends bei mir in der Offiziersküche aus der gleichen Masse schöne krosse Buletten mit Pilzrahmsoße aus der Tüte. Gern auch mal einen Tag später, damit es nicht auffällt. Ich schätze, das ganze Dreckszeug, was die Soldaten bekamen, hatte soviel Konservierungsstoffe, dass man es auch ungekühlt ein halbes Jahr später hätte verarbeiten können.

Wenn es in der Soldatenküche Kassler gab, habe ich aus dem, was übrig blieb, und einigen anderen Resten, zwei Tage danach eine schöne Soljanka für die blöden Befehlshaber gezaubert. Und eben fast nichts davon eingebongt, da ich ja auch keine Ware dafür bestellen musste. Funktionierte alles hervorragend. Letztlich konnten die Offiziere doch eigentlich froh sein, dass ich ihnen nicht heimlich ins Essen gespuckt habe. Da war dann doch mein Berufsethos vor.

Die Soljanka habe ich später, als ich mal in Alfred Bioleks Sendung *Alfredissimo* zu Gast war, übrigens auch gekocht. Allerdings aus den edelsten Zutaten der Welt. Dieses Bescheißen hat aber wirklich Spaß gemacht und war innerlich sehr befriedigend. Nach außen war ich der total nette, etwas verhuschte Pierre, aber innerlich eine übelnehmende Kackbratze, die nur schwer verknusen konnte, mit solchen Leuten die Lebenszeit verschwenden zu müssen. Mir schwante, dass das folgende Schauspielstudium genau das Richtige für mich sein wird. Ich war echt nicht schlecht und bei den Offizieren über alle Maßen beliebt. Man scherzte gar gelegentlich. Hihi, Haha. Na, das schmeckt ja wieder herrlich. Wohl heimliches Verhältnis mit der Fleischerstochter? Hoho ... Wenn du wüsstest, dachte ich.

Ich habe dann immer mal 1 000 Mark der DDR im durchschnittlichen Wechselverhältnis von 1:8 in circa 125 Westmark umgetauscht und mir davon in den kurzen Armeeurlauben im Intershop für mein kleines, armes, weidwundes Herzchen unter anderem Dionne Warwicks Platte *Heartbreaker* gekauft. Und die eine oder andere Levi's vom Klassenfeind, den zu bekämpfen ich gerade bei der Armee war. Manchmal hab ich auch einfach das Westgeld, welches ich zuvor 1:8 getauscht hatte wieder 1:10 in Mark der DDR zurückgetauscht.

An einem normalen Tag in der Offiziersküche habe ich also, wie erwähnt, um die siebzig Mark der DDR gutgemacht. Zwanzig davon habe ich noch Rosi, der einzigen Zivilangestellten, die in der Küche arbeitete, gegeben, also rund 400 Mark im Monat. Das war ein gutes Zusatzeinkommen für eine DDR-Bürgerin in einem Halbtagsjob. Sie war in die Machenschaften eingeweiht und bekam das Geld, damit sie die süße Klappe hielt, meine Fresspakete für zu Hause zur Post brachte und uns außerdem schön weiter kontinuierlich Schnaps in die Kaserne schmuggelte. Alkohol war bei der Armee strengstens verboten, aber Rosi durfte als Zivilistin nicht kontrolliert werden, wenn sie das Gelände betrat. Ich habe also nebenbei auch Alkohol an

die Soldaten vertickt. Rosi brachte flaschenweise „Blauen Würger“ mit, den ich in der Lüftungsanlage der Küche versteckte und dann mindestens fürs Doppelte an vertrauenswürdige Soldaten verkauftete. Der „Blaue Würger“, der eigentlich „Kristall Wodka“ hieß, war eine Art ... mir fehlt das Wort dafür ... der zu den schlichteren Schnapsarten aus dem DDR-Angebot zählte und seinen Spitznamen seinem blauen Etikett verdankte.

Böse Zungen behaupteten, dass man nach Einsendung von hundert solcher blauen Etiketten bei der Krankenkasse einen Blindenhund beantragen durfte.

Als Zivilangestellte hatte Rosi auch ein eigenes Zimmer im Küchengebäude, in das niemand hineindurfte, auch kein Offizier. Nur ich hatte noch einen Schlüssel dafür, und nur durch mich kannten nach einiger Zeit doch ein paar auserlesene Kameraden und Offiziere das Mobiliar der kleinen Bude und im Speziellen die Couch. Ich sagte es ja, das mit dem Hängolin war ein Gerücht. Und wir waren alle ziemlich junge Früchtchen, die sehr selten Urlaub hatten und die schließlich irgendwo hinmussten mit ihrer endpubertären Energie.

Bei der Armee war man aber nicht schwul, dort ging der Sex zwischen Männern als „notgeil“ durch. Den einzigen, von dem ich vermutete, dass er wirklich schwul ist, habe ich bald zwei Jahrzehnte später in München wiedergetroffen. In einer Schwulenbar in der Müllerstraße, dem Ochsengarten. Ich ging nachts nach einem sehr anstrengendem Drehtag und weil ich am nächsten Tag ausschlafen konnte, dort noch ein Bier trinken und er stand hinter dem Tresen und sagte nach einer guten Weile: Wir kennen uns, wir waren zusammen bei der Armee. Er war inzwischen, das Gesicht eingeschlossen, völlig zutätowiert und es dauerte meinerseits ein paar Momente des Abscannens, bis es bei mir Zinggg machte. Ich fand ihn während der Armeezeit ziemlich sexy, erinnerte ich mich wieder. Ich glaube, wenn wir voneinander gewusst hätten, dass wir wirklich richtig schwul und eben nicht nur notgeil sind, hätte er Rosis Zimmer auch von innen gesehen. So aber quatschen wir in der Nacht unseres Wiedertreffens in der Kneipe nur bierselig ein paar Minuten über die gemeinsam durchlittene Zeit „bei der Fahne“ und gingen dann getrennte Wege. Ich hab sicher noch irgendwo Holgers Handynummer. Falls man mal wieder zur Armee muss.

Bei der Armee befand ich mich eigentlich in einem permanenten Ausnahmezustand. Ich schaltete in einen Modus, der mich nur noch ans Überleben, ans Durchhalten denken ließ, und in dem ich andauernd

Adrenalin ausschüttete, oder, genau gegenteilig, alle Lebensfunktionen auf ein Minimum herunterfuhr. Inklusive IQ. Auf diesem unteren Level war ich aber schätzungsweise immer noch um einiges intelligenter, als einige der Offiziere, die dort rumliefen. Klingt eitel, ich weiß. Aber soviel Dummheit auf einem Haufen ist mir nur im Dschungelcamp wieder begegnet.

Diese Offiziere feierten oft auch Partys, wie zum Beispiel am 1. März den Armeegeburtstag, zu denen ich das Kalte Buffet auszurichten hatte. Ich bekam dann plötzlich in der DDR seltene Zutaten wie Schweinefilet, Champignons oder ungarische Salami und Paprika geliefert, die ich kunstvoll verarbeitet auf dem Buffett platzierte. Unser oberster Küchenchef, den ich zum Glück nur alle paar Wochen mal sah, weil er in einem anderen, nahegelegenen Militärobject wohnte, für dessen Küche er auch zuständig war, befahl mir einmal bei einem Buffett zum 7. Oktober, dem Jahrestag der DDR, einen großen Schützenpanzerwagen als Schaustück, heute würde man sagen Eye-Catcher, anzufertigen.

Ich legte also los und bastelte aus kiloweise grün gefärbter Butter zwei Tage lang an einem circa dreißig mal fünfzig Zentimeter großem BMP-1 SP 2, den ich dann in die Mitte des Buffetts bugsierte und unterbewusst aus ästhetischem Empfinden mit ein paar Salatblättern gleich wieder zu verstecken versuchte. Der Küchenchef, den wir, aus Gründen, die ich vergessen habe, „Lumpi“ nannten, kam kurz vor Eröffnung des Buffetts vorbei, räumte rigoros im Handumdrehen die Salatblätter wieder zur Seite, lobte mich überschwänglich und freute sich dann wie ein Schneekönig über dieses scheußliche Prunkstück in Sachen Geschmacklosigkeit. Er bekam richtig rote Flecken im feisten Gesicht. Hätte ich zwei solche Dinger gebastelt, wäre er bestimmt auf der Stelle zum Orgasmus gekommen.

Aber so griff er nur freudig angetörnt in seinen geblümten Dederonbeutel („Dederon“ ist ein Kunstwort, das sich aus „DDR“ und „on“ zusammensetzt wie bei „Nylon“) und kramte fünf Hände voll kleine, kniend oder liegend schießende NVA-Spielzeugsoldaten aus Plaste und Elaste aus Schkopau hervor, die er, seiner Meinung nach, strategisch sinnvoll auf dem kompletten Buffett verteilte. Ich lächelte fassungslos dazu und wollte einmal mehr einfach nur auf der Stelle tot sein. Kurze Zeit später wurde das Buffet eröffnet und Offiziersgattinnen mit fürchterlichen Dauerwellen, West-Lurex-Tüchern und großgeblümten Kleidern umringten mich, um sich von mir, dem kleinen Schwarzen, unverhohlen Flirtversuche startend, ein Stück vom

gebackenen Schweinekopf abschneiden zu lassen. Wenn die gewusst hätten, dass der Kopf bei Anlieferung schon so alt war, dass ich ihn zwanzig Minuten mit Salz abreiben musste, bevor ich ihn, beherzt gewürzt, in den Ofen schob. Rache ist Blutwurst, sagt der Volksmund. Schweinekopf auch, sage ich.

Ich habe in der Armeezeit eigentlich nur von einem Tag zum nächsten gedacht, und wie ich mich vor den Aufgaben, die dieser furchtbare Alltag auch in der Küche bereithielt, drücken konnte. Ich habe es sogar geschafft, nur durch pure Einbildung einen dicken, allerdings nicht schmerzenden Knöchel zu bekommen, und dafür reisedienstunfähig geschrieben zu werden, als ich erfuhr, dass wir, also das Panzerbataillon, zu dem ich ja gehörte und mit dem ich mitmusste, an einem der nächsten Wintertage wieder zu einer zweiwöchigen Übung raus auf einen Truppenübungsplatz fahren würden.

Es gab echt nichts Schlimmeres, als bei Kälte auf einer Gulaschkanone zu hausen, mit dem Ding irgendwo in der Walachei zu kochen, beheizt mit klammen Ost-Kohlen, wo man zusätzlich als Katalysator Schweineschwarten mit ins Feuer schmeißen musste, damit sie wenigstens irgendwie brauchbar brannten. Koch mal so Nudeln! Als die Truppe dann ausrückte und ich humpelnd und spielend leidend spielend im Objekt zurückblieb, brach für kurze Dauer eine schöne Zeit an. Es waren ja nur noch ein paar Zurückgebliebene zu bekochen und ich hatte meine Ruhe. Die Schwellung am Knöchel war übrigens nur Minuten, nach dem der letzte Panzer den Standort Stahnsdorf verlassen hatte, verschwunden. Ich hörte laut Westradio in der Küche und tanzte nach Michaels genialer *Billie Jean* durch die Räume. Der Song lief 1982 hoch und runter. Vom Moonwalk hatte ich allerdings noch keine Ahnung. Ich hatte bis dahin kein Video oder irgendeine Performance mit Michael Jackson gesehen und hielt ihn auf Grund seiner Stimmfärbung für einen weißen Sänger. Ganz unrecht hatte ich ja damit nicht.

Meine Armeezeit zog sich bis Frühjahr 1983 hin und neben *Billie Jean* wurde auch viel Nena im Radio gespielt. 99 *Luftballons* hörte man ständig. Auf meine Post nach Hause malte ich daher immer so viele kleine Luftballons, wie viele Tage ich noch bei der Armee „dem Volke zu dienen“ hatte. Irgendwann waren es dann nur noch drei und der Scheiß war bald vorbei. Am Tag meiner Entlassung kam meine Mutter mich abholen. Sie

stand vor dem Kasernentor – in der einen Hand hielt sie einen Luftballon, in der anderen eine Nadel.

Ein kleiner Nachtrag zum Armeekapitel. In meinem ersten Studienjahr 1983 an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ erhielt ich plötzlich eine Vorladung zum Landgericht Potsdam, in der nur vage angedeutet war, dass es um eine Vernehmung zu meiner Zeit beim Panzerbataillon in Stahnsdorf ging. Ich bekam einen mörderischen Schreck, weil ich annahm, dass jemand tatsächlich in diesem ansonsten wirklich chaotischen Haufen die Abrechnungsbücher der Offiziersküche geprüft hatte und ich jetzt möglicherweise ertappt sei. Das wäre das Ende meiner Karriere, bevor sie noch begonnen hatte. Aber, dachte ich bei mir, ich war ja immerhin nicht gleich verhaftet worden und es war kein Militärgericht, also bestand Hoffnung, dass es um andere Sachverhalte ging.

So hatte ich beispielsweise während der Armeezeit acht Kameraden verloren. Einer nahm sich das Leben und sieben auf einen Streich wurden getötet, als während einer Übung eine angeblich unscharfe Granate in ihren Schützenpanzer flog, in dem sie gerade Pause machten, und explodierte. Ich hatte es übrigens geschafft, was keinem jemals auffiel, während meiner gesamten Zeit beim Panzerbataillon nie in einem Panzer gewesen zu sein und weiß bis heute nicht, wie so ein Eisenschwein von innen aussieht. Es gab und gibt kaum etwas, was mich weniger interessiert, als dieses komplette Waffen- und Kriegsgedöns. Ich „vergaß“ auch ständig meine Waffe in der Waffenkammer, wenn wir bei Alarm ausrücken mussten. Ich war in solchen Nächten meistens schon in der Küche, weil ich rechtzeitig informiert wurde, dass es Alarm geben würde. Die Offiziere wollten vor dem Ausrücken in die Schlacht für den Kommunismus schließlich erst noch einen ordentlichen Kaffee trinken und ein paar Rühreier mit Speck schlabbbern. Für eine Flasche Schnaps nahm dann irgendein Soldat meine Waffe aus dem Waffenschrank, dass sie nicht als einzige im Regal stehenblieb und versteckte sie in seinem oder meinem Bett. Ich hätte mich eh sofort und ohne Schuss er-, aufge-, unter- und übergeben.

Mir ließ nun diese Vorladung trotzdem keine richtige Ruhe und ich fuhr am Tag davor direkt von der Schauspielschule, die sich in Schöneweide befand, mit dem Regio nach Stahnsdorf zu Rosi, der Zivilangestellten. Wir

hatten ja alle keine Telefone und ich wollte wissen, ob sie irgendwas wusste. Ich klingelte und Rosi öffnete mir freudig überrascht die Haustür.

Sie konnte mir allerdings auch nicht sagen, worum es ging und unser Wiedersehen artete unverhofft in ein sehr lustiges Besäufnis aus. Ich schlief die Nacht bei ihr und machte mich am nächsten Morgen völlig verkatert auf nach Potsdam.

Dort im Gericht angekommen, bat man mich freundlich in ein Zimmer, und ich spürte sofort erleichtert, dass es nicht um mich ging.

Man hatte herausbekommen, dass einige Offiziere mehrere Soldaten während ihrer Dienstzeit privat für sich arbeiten ließen und wollte wohl ein Exempel statuieren. Mir waren tatsächlich einige Fälle bekannt, über die ich sofort bereitwillig berichtete. Zum Beispiel von einem Soldaten, der Fleischer gelernt hatte, aber während seiner kompletten Armeezeit nicht ein einziges Mal bei uns in der Küche arbeitete, obwohl er uns zugeteilt war. Unser Küchenchef Lumpi hatte ihm einen ständigen Ausgangsschein besorgt und der Soldat zog jeden Morgen los, um in einer Fleischerei in der Nähe zu arbeiten. Bei Lumpi landete dafür umsonst jeder erdenkliche Braten für ihn und seine Familie in der Pfanne. Und es war mir jetzt eine besondere Freude, ihn in selbige zu hauen.

Wer erlebt hat, wie man von solchen Vorgesetzten während der Armeezeit in der NVA schikaniert wurde, der wird mich verstehen. Ich erfand sogar noch ein paar Geschichten dazu und streute Gerüchte über den ein oder anderen Offizier, der mir unangenehm in Erinnerung geblieben war, ich Sau. Natürlich betonte ich dabei, dass das alles nur Hörensagen sei und gab mich zögerlich und sehr unsicher, so dass bei meinen beiden Vernehmern der Eindruck entstand, ich würde nur ungern darüber reden und sie müssten es mir fast aus der Nase ziehen. Sie hatten mir gesagt, dass meine Aussagen anonym bleiben würden und ich dachte mir, je mehr von diesen Heinis verknackt würden oder zumindest eine Abmahnung bekämen, um so weniger hätte ich zu befürchten, dass sich jemand nachträglich mit meiner äußerst kreativen Buchführung in der Offiziersküche befasst. Nein, ich wollte nach diesen 18 Monaten Volksarmee nicht noch mal zum Opfer werden. Entsprechend oscarreif war die Vorstellung, die ich vor Gericht gab. Zeuge der Anklage.

# 55 Pfennige

Große Theaternamen sagten mir damals gar nichts. Ich kannte Schiller, Brecht, Heine natürlich als Schulstoff, aber was sich aktuell auf den Bühnen der Republik tat, davon hatte ich keine Ahnung. Langhoff, Liefers, Kasprzik? Nie gehört. Diese Namen erschlugen mich daher auch nicht, als ich mit meinem Studium begann und wir uns in der ersten Mentorenstunde einander vorstellen mussten.

Manche meiner neuen Kommilitonen standen auf, spielten schlecht, dass sie nur ungern über ihre Eltern sprächen, allerdings ohne zu vergessen zu erwähnen, dass sie die Kinder von der oder dem seien und dann eben darüber redeten, dass sie schon als Kind Schauspieler werden wollten und in welchen Theatern sie schon ein paar Erfahrungen gesammelt hatten. Ich wurde immer kleiner, und fragte mich, was ich denn hier erzählen soll. Die Sache mit Mireille Matthieu würde bestimmt nicht funktionieren. Ich hatte auch noch nicht die Chuzpe zu überreißen, dass ich in einer solche Situation einfach überzeugend netten Schwachsinn erzähle, der sich sowieso nicht überprüfen ließ. Das lernt man ja erst beim Schauspielstudium.

Heute würde ich auf die Kacke hauen und sagen: „Ja, schon als ich vier Jahre alt war, habe ich Weihnachten Gedichte aufgesagt und die Familie hat sich amüsiert wie Bolle, und in der Schule war ich immer der Pausencloon.“ Aber damals, an meinem ersten Tag an der „Busch“, bin ich nicht drauf gekommen. Ich wurde immer kleiner mit Hut, mir wurde auf einmal klar, dass ich in Ermangelung einer unglaublich spannenden Biografie und Eltern, die momentan die Bühnen und Sender im Land rockten, ein riesiges Defizit habe.

Ich hatte ja noch nicht mal mit einem schlechten Schauspieler geschlafen. Nur mit dem Sprecherzieher der Schule. Hoffnungsloser Fall.

Ich bin auf die Bühne gegangen, habe rumgeeiert, gesagt, dass ich Koch gelernt habe, mich noch nicht besonders gut mit der Theatermaterie auskenne und dass ich das jetzt hier eben einfach mitmachen will.

Es hat nicht viel gefehlt und ich hätte mich entschuldigt dafür, dass ich jemandem den Studienplatz wegnehme, der ihn mehr verdient hat, weil man mich ja eigentlich nur mit Sex, Glasperlen und Feuerwasser zur Aufnahmeprüfung überredet hat. Genaugenommen war das Studium die Zigarette danach. Ich weiß es gar nicht mehr so genau, ein paar meiner Kommilitonen haben wahrscheinlich still gelacht, ehe ich mich ganz bedröppelt wieder hinsetzte.

Ein Vorteil, wenn man schwarz ist, ist, dass man nicht aus Scham rot wird, wie die Weißen. Nein, ich werde auch nicht rostbraun. Man sieht mir das meist nicht an, wenn mir was peinlich ist. Wenn ich peinlich berührt bin, merkt man das eher an meinem Rumgestottere, oder dass ich, wie man in meiner Blase sagt, einfach zumache und furchtbar verklemme. Diese Verklemmtheit hat beim Studium sehr lang angedauert, fast das komplette erste Studienjahr.

Um meinen gefühlten Jahrzehntrückstand zu den anderen aufzuholen, nahm ich mir vor, jede Woche ein Theaterstück zu lesen. Das klingt nicht so viel, sind aber im Jahr immerhin 52 Stücke. Und ich wollte jede Woche mindestens einmal ins Theater gehen, was ich auch durchhielt. Ging ich mal eine Woche nicht, weil ich vom Studium so geschafft war, Texte lernen musste, oder mich einfach nur mal mit den anderen volllaufen lassen wollte, was ziemlich oft der Fall war, schaute ich eben in der Woche darauf zwei Stücke. So habe ich damals im Prinzip alles gesehen, was auf den Ostberliner Bühnen gespielt wurde, das war auch kein Problem, bei den absolut humanen Eintrittspreisen.

Für Studierende der Hochschule für Schauspielschulkunst „Ernst Busch“ kostete eine Karte 55 Pfennige egal welches Theater, egal welche Vorstellung. Ich bekam 120 Mark Grundstipendium, meine Wohnung kostete 25 Mark Miete, das Bier in der Kneipe 56 Pfennige und ein halbes, belegtes Fliggebrötchen (die resolute Kantinenchefin hieß Fligge) in der kleinen Mensa der Schauspielschule gerade einmal 20 Pfennige. Heutzutage musst du oft nebenbei jobben, um dir so ein Studium nebst Wohnung oder WG-Zimmer zu finanzieren, wenn du nicht Eltern hast, die das für dich machen. Da gehen nicht wenige Studenten kellnern oder verdienen sich ein bisschen

was auf mitunter escortartige Weise dazu. Das war glücklicherweise in der DDR nicht so. Wir konnten uns voll und ganz auf das Wesentliche konzentrieren.

Ich war täglich 12, 13, 14 Stunden in der Schule und manchmal haben wir dort auch heimlich übernachtet. Wir haben uns im Kostümfundus ein paar weiche Klamotten zusammengesucht und auf der Probebühne geschlafen. Mein Favorit als Kissen war ein riesiger, ausgepolsterter Büstenhalter, der wohl Jahre zuvor in irgendeinem Theaterstück an einer flachbrüstigen Kollegin seinen Zweck erfüllt hatte. Ich schlief himmlisch inmitten der Hügel dieses Busens der Hochkultur.

Schöneweide liegt ein bisschen vom Berliner Zentrum entfernt. Man hatte gerade zeitvergessen noch geprobt, und schwupps war die letzte S-Bahn schon weg. Oder man ist schräg gegenüber in der Kneipe bei Anni und Klaus versackt und hatte keine Lust mindestens 45 Minuten in die Stadtmitte nach Hause zu fahren. In der Schule gab es ja alles, was man brauchte. Duschen, Klamotten, Sofas und ab 8 Uhr in der Frühe auch wieder was zu essen, weil die digge Frau Fligge da anfing, ihre Brötchen zu schmieren. Außerdem gab es direkt neben der Schauspielschule eine Apotheke, die einen Wahnsinnsumsatz mit uns ziemlich oft verkaterten Studenten gemacht hat. Und zwar mit Turivital von Jenapharm. Das helfende Pülverchen kam aus Thüringen, deswegen wahrscheinlich „Turi“, und war so eine Art Alka-Seltzer mit Vitaminen, daher das „vital“, schätze ich mal. So ganz genau weiß ich aber nicht, was drin war. Das Zeug half prima durch alle Untiefe des Tages. Das Päckchen hat 25 Pfennige gekostet, und wir haben Tonnen davon verbraucht. Mit Turivital begann der Tag, und nach 14 Stunden in der Schule endete er auch oft damit. Die freundliche Apothekerin nickte oder schüttelte schon mit dem Kopf, wenn sie uns durchs Schaufenster sah. Wie so vieles war auch dieses Zauberpulver Mangelware. Proculin Augentropfen, die sofort und lang anhaltend bei geröteten Augen halfen, fanden dort auch reißenden Absatz. Die Thomalla hat mich drauf gebracht.

In den ersten Wochen des Studiums wollte ich am liebsten wieder nach Hause. Ich hatte noch keine Wohnung in Berlin, nach Hennigsdorf hätte ich lange fahren müssen und so lebte ich die erste Zeit im Wohnheim der Schauspielschule am Tierpark, in einem fürchterlichen Plattenbau, in dem es nach diesem mit Sägespänen versetzten Bohnerwachs stank, an den sich jeder ältere Ossi sicher noch erinnern kann.

Ich teilte mein Zimmer mit jemandem, der eigentlich ganz nett war, aber der dauernd meine Zahnbürste und meine Zahnpasta benutzte, weil die aus dem Westen waren.

Ich wurde morgens wach, weil er neben meinem Bett Liegestütze machte. Er war einer, der sich im Bad stundenlang jedes einzelne Haar, das überstand, abschnitt. Übertriebener Körperkult war noch nie mein Ding. Außer, der Kult lag neben mir.

In diesem Wohnheim war es ausgesprochen laut, vor allem abends wurde ständig irgendwo gefeiert. In der Gemeinschaftsküche gab es Riesenkühlchränke mit einzelnen Fächern, die aber schon so runtergewirtschaftet und kaputt waren, dass man sie nicht mehr abschließen konnte. Das Stück Käse, das ich an einem Tag gekauft habe, war am nächsten Tag weg. Das Brot auch, die Salami sowieso. Es bedienten sich alle bei allen. Das war für mich eine absolut neue Erfahrung. So konnte ich nicht leben, das kriegte ich nicht hin.

Glücklicherweise bekam ich kurz darauf den Tip vom Bernd Kunstmann, meinem Decker und Entdecker, von einer freistehenden Wohnung über ihm in Prenzlauer Berg. Eine Einraumwohnung mit Außenklo, ganz oben im Seitenflügel in der Lychener Straße 64. Der Mieter war auf einer Besuchsreise im Westen geblieben. Die Wohnung war noch abgeschlossen, aber ich dachte mir, wenn der eh im Westen war, kommt er nicht wieder und habe die Wohnung aufgebrochen. Viel Zeug war nicht drin, und so bin ich mit Möbeln vom Sperrmüll eingezogen, denen ich einen neuen Lack verpasste. Irgendwoher bekam ich noch ein altes Sofa, welches noch drei funktionierende Sprungfedern hatte, klaute einen Kleiderschrank aus dem Möbelfundus der Schauspielschule und organisierte mir zwei Betten, für deren Bettzeug und Bezüge auch der Fundus der Schule herhalten musste.

Damit hatte ich eine Erstausstattung. Ich brach den Briefkasten vom Vormieter auf, der mit Mietmahnungen vollgestopft war. In der DDR war es nicht so, dass du gleich aus einer Wohnung flogst, wenn du mal die Miete nicht bezahlt hast. Man hätte wahrscheinlich jahrelang Mahnungen bekommen, nichts wäre passiert. Ich öffnete also einen dieser Briefe von der KWV, der Kommunalen Wohnungsverwaltung, wodurch ich die Wohnungsnummer und alle benötigten Mietkontodata meines Vormieters hatte, und begann dann einfach in meinem Namen die Miete zu überweisen.

Ich weiß nicht mehr genau wann, aber nach circa einem halben Jahr kam

ein Brief von der Wohnungsverwaltung, wer ich denn sei. Ich kann den Zeitpunkt deswegen nicht mehr genau benennen, weil die Zeit ab Herbst 1983 für mich erst einmal komplett verschwamm. Ich verbrachte den ganzen Tag von morgens bis nachts in der Schauspielschule. Wenn ich dann mal aus dem S-Bahnfenster schaute, erschrak ich: Huch, Frühling! Oder ich ging aus der Tür, rutsche fast aus und dachte: Wo kommt denn das ganze Eis her? Winter? Ich bekam kaum mehr was mit von der Welt draußen. Jedenfalls platzte dieser Brief von der kommunalen Wohnungsverwaltung in meinen kleinen Studentenkosmos und ich bin da hin. Die müde Sachbearbeiterin hörte sich kurz an, was ich zu sagen hatte, hob den Zeigefinger, machte „dudu“ zu mir, und stellte mir einen ordentlichen Mietvertrag auf meinen Namen aus. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie auch nur ein böses oder überhaupt ein Wort mit mir gesprochen hätte. Die Miete betrug 25,60 Mark.

So ging das damals noch. Heute ist so etwas in Prenzlauer Berg, einem der teuersten Wohnviertel der Stadt, natürlich undenkbar. Gut, es war auch keine Wohnung, die begehrt war. Ein Zimmer, Seitenflügel, ganz oben. Außenklo, eine halbe Treppe tiefer. In der Küche stand eine Duschkabine vom Typ „Ahlbeck“, deren Pumpe oft kaputt war, so dass man beim Duschen aufpassen musste, dass sie nicht überlief. Ich hing oft nackt, eingeseift und tropfend fluchend vor dem Ding und versuchte ungenlenk, hinter der Vorderblende mit einem Finger durch Anschlieben die Pumpe wieder in Gang zu setzen. Ich hatte einen ollen Ofen im Zimmer, und glücklicherweise, mein Vormieter musste Beziehungen gehabt haben, in der Küche eine Gamat-Gasheizung. Die gab es damals wirklich selten in der DDR. Man drückte nur auf einen Knopf und das Ding ging an. Gut, manchmal musste man minutenlang auf den Knopf drücken, aber wenn der Heizer einmal lief, dann richtig.

Meinen Gamat konnte man allerdings nicht regulieren. Wenn ich die Gasheizung herunterdrehen wollte, ging sie gleich ganz aus, deswegen lief er meistens auf volle Pulle. Wenn es zu heiß wurde, hab ich einfach das Fenster aufgemacht. Damals machte man sich über Energieverschwendungen keine Gedanken. Die Frage stellte sich bei ztausenden Kohleöfen in Ost-Berlin einfach nicht. Hauptsache es war warm.

Außerdem waren die DDR-Kohlen wirklich schlecht. Damit sie überhaupt anbrannten, habe ich öfter Schuhcreme, billiges Schmalz oder eine Schweineschwarte aus Fleischereiresten dazugezogen, die es als Tierfutter zu

kaufen gab, um meinen Ofen im Wohnzimmer in Gang zu setzen. Aber an Tagen, an denen es nicht so kalt war, schaffte es der kleine Gasheizer in der Küche die komplette Wohnung zu erwärmen und ich sparte mir das nervige Kohlenschleppen aus dem mit Rattengift verseuchten Keller in den fünften Stock. Zumal ich oft auch keine Kohlen hatte. Ich schaffte es manchmal einfach nicht, rechtzeitig Kohlen zu bestellen. Und sie dann auch noch von der Straße in den Keller bringen, och nö. Die hat dir ja keiner runtergetragen und dort schön gestapelt, wenn man das nicht extra bezahlen konnte, sondern sie wurden dir einfach nur bröselig vor die Hauseingangstür auf den Gehweg geschüttet. In der Lychener Straße gab es einen Kohlenhandel und oft, wenn ich nachts aus der Schauspielschule kam, oder angeschickert aus meinen Stammkneipen, den Altberliner Bierstuben am Senefelderplatz beziehungsweise dem Burgfrieden in der Wichertstraße, habe ich dort Kohlen geklaut. Wenn ich gesehen habe, dass irgendjemand Kohlen vors Haus geschüttet bekommen hat, aber noch keine Zeit gefunden hatte, sie in den Keller zu bringen, dann habe ich auch zugegriffen und war manchmal nicht der Einzige. Und an der nächsten Ecke nahm ich im Vorbeigehen noch ein paar Tetrapacks Milch oder Kakao mit, diese Pyramidentüten für die Schulspeisung. Die wurden spät in der Nacht geliefert und standen so immer schon verlockend vor den Schulen, wenn ich mal wieder sehr nachtaktiv war. Im Rucksack die geklauten Kohlen, in den Händen die geklaute Milch, im Magen ein Bier zu viel und im Kopf Flausenflusen, so schleppte ich mich todmüde die Treppen hoch.

Wenn ich abends ins Theater ging, bin ich oft eingeschlafen, weil ich zu müde war von der Schule und allem, was so auf mich einstürzte. Oder weil ich noch einen Kater vom Tag davor hatte. Wir sind selten allein ins Theater gegangen, immer zusammen mit Schauspiel-Kommilitonen, die einen auch gleich wecken konnten, wenn man anfing zu schnarchen, falls sie nicht auch vor sich hinnickerten. Bei aller wirklich großartigen Herrlichkeit der DDR-Theaterszene gab es auch Inszenierungen, die einem sehr viel Verständnis, Toleranz und Durchhaltevermögen abverlangten. Wir Schauspielstudenten wollten diese komplette Szene aufsaugen, und wir kamen uns dabei ganz wichtig vor. Wir waren von der „Busch“!

Wir hatten natürlich bei allem ein Wörtchen mitzureden und hingen sehr wichtig in der jeweiligen Theaterkantine herum. Eine sagte dann: „Du, letztens, als ich bei der Frosten“, Simone Frost, eine der Schauspielerinnen,

die wir gerade auf der Bühne gesehen hatten, „war, hat sie mir erzählt, dass dies und das und so weiter blabla ...“ Man stellte andauernd gekünstelt künstliche Verbindungen zu den Leuten auf der Bühne her, zu denen, die schon richtige Schauspieler waren. Man lümmelte betont lässig in der Theaterkantine und zwei Tische weiter saß Henry Hübchen, man nickte sich irgendwann mal zu und schon kannte man sich, wobei er sich wahrscheinlich gerade einfach nur kurz den Nacken eingerenkt hatte. Das gehört aber bei Schauspielstudenten dazu. Ein bisschen auf die Kacke hauen. Ich glaube, wenn wir das nicht gemacht hätten, wären wir falsch bei diesem Studium gewesen.

Dass ich mich im ersten Studienjahr noch sehr fremd fühlte, lag vor allem am Improvisationsseminar. Ich weiß nicht, ob das jetzt noch so an der Schule ist, aber während der ersten Monate hatte man Körperstimmtraining, Sprecherziehung, Akrobatik, Fechten – alles Sachen, die Spaß machten. Was es nicht gab, war wirkliches Szenenstudium. Keine Arbeit an richtigen Stücken, wo man eine Rolle erarbeitet und lernt zu spielen. Im ersten Studienhalbjahr improvisiert man nur. Der Dozent gibt eine Situation vor, und man geht auf die Bühne und kaspert ein bisschen rum, mit allem, was einem dazu einfällt. Mir war das meist zu blöd, ich konnte das nicht, ich habe theaterbegrifflich zugemacht.

Ein richtiges Problem bekam ich eines Tages, als unser Dozent Heinz Hellmich sagte: „Also vor zehn Jahren, ihr wisst, Chile '73.“ Er ging auf die Bühne, und rollte ein paar Decken zusammen und legte sie so hin, dass sie wie Körper aussahen. Ich dachte, was wird das denn? Leichen. Putsch. 73. Präsident Allende. Er warf weitere Stichworte in den Raum und ich dachte nur noch, nee, das kann jetzt nicht wahr sein, das ist jetzt nicht sein Ernst.

Dunkel! Licht! Uuund bitte! Hellmich sah auffordernd in die Runde. „Wer will? Da liegen die Leichen, da ist eine Tür, nehmen wir mal an, hinter der sind sie gefoltert und ermordet worden und ihr seid jetzt meinewegen auf der Suche nach euren Angehörigen. Oder vielleicht sogar diejenigen, die gefoltert haben?“

Nach kurzem Zögern ging der erste Kommilitone auf die Bühne und spielte, wie er weinend über einer der Decken zusammenbricht. Die nächste spielte eine Mutter, die ihren toten Sohn wiedererkennt. Dann probierte sich einer als Soldat der Junta. Er beugte sich unbeeindruckt über die Leiche,

stocherte mit seinem Besenstielgewehr in ihr herum und verpasste ihr noch einen Stoß in die Seite, um dann höhnisch lachend davonzugehen. Was einem halt so einfiel. Ich wurde immer kleiner und dachte, das gibt's nicht. Das ist doch fürchterlich! Das werde ich nicht tun!

Es half nichts. irgendwann hatten sich alle zum Obst des Tages gemacht und ich war an der Reihe. So. Pierre. Bitte. Ich sagte: „Nee. Mach ich nicht.“ Der Dozent: „Doch!“ Das ging dann fünf Minuten hin und her, irgendwann habe ich gar nichts mehr gesagt, schließlich schrie Hellmisch: „Dann geh einfach nach Hause, was willst du hier?“ Daraufhin ging ich. Allerdings nicht nach Hause, sondern in unsere Schauspielerkneipe bei Anni und Klaus auf einen Strammen Max und ein Bier. Der Putsch auf der kleinen Probebühne hatte mir Appetit gemacht.

Ich bekam durch Bernd Kunstmann einiges an Interna in der Schule mit. Unser Bumsverhältnis hatte sich in eine lockere Freundschaft upgegradet und wir waren ja Nachbarn. Dadurch wusste ich, was auf den Sitzungen der Schulleitung vorging, was man dort diskutierte. Durch Bernd erfuhr ich, dass Heinz Hellmich nach diesem Improvisationsseminar darauf bestand, dass man mich exmatrikuliert, weil aus mir nie ein Schauspieler würde. Allerdings war dieses Seminar ja nur ein Baustein im Studium, in den anderen Fächern habe ich mich gar nicht so doof angestellt, ich war umgänglich und der eine oder andere meinte sogar, Talent in mir entdeckt zu haben.

Bei dieser Sitzung sagte Hellmich also, dass aus mir garantiert nichts würde und beschrieb das Vorgefallene, um seine These zu untermauern. Aber da fuhr ihm unser Rektor Hans-Peter Minetti, der Sohn vom großen Bernhard Minetti, heftig in die Parade und stellte in den Raum, ob der Chile-Putsch 1973 nicht wirklich komplett unglücklich als Thema für ein Improvisationsseminar gewählt worden war. Nach einigen Sekunden lauten Schweigens war die Sache dann auch vom Tisch.

Allerdings stand ich da das erste Mal auf der Kippe. Und nach einem knappen Jahr gab es dann einen Moment, in dem ich von selbst aufhören wollte. Warum? Mir fehlte der Funke, der göttliche. Ich wusste nicht, wie es weitergeht. Beim Schauspielstudium mäkeln und machen alle immer an dir rum, du wirst ständig in deine Bestandteile zerlegt und versuchst dich dann selber so gut es geht wieder zusammenzusetzen. Das musst du aushalten, damit umgehen lernen. Ich hatte zum Beispiel vorher keine große Erfahrung mit Beleidigtsein, mit dem Gefühl, tief gekränkt zu werden. An der

Schauspielschule wirst du aber zehn, zwölf Stunden permanent kritisiert. Das gehört sicherlich zum Wesen dieses Berufes dazu, aber es braucht Zeit, um dagegen Abwehrkräfte zu entwickeln und trotzdem durchlässig, aufnahmefähig, geschmeidig und entspannt zu bleiben.

Du bist einerseits wichtig, weil du im Mittelpunkt stehst. Andererseits bist du eine Art Punchingball, in den möglichst viele reinhauen. So was gibt es bei keinem anderen Studium. Bei anderen Studien kommt es darauf an, was du lernst, was du weißt, beim Schauspielstudium wirst du permanent kritisiert für das, was du bist, oder gerade vorgibst zu sein. Egal, ob während des Unterrichts oder außerhalb. Wenn dir Ute Kobrow, die Bewegungsdozentin, auf dem Weg zur Kantine begegnete, hat sie garantiert gesagt: „Lauf gerade!“ Wenn dir mal ein Tränchen lief, dann blicktest du dich sofort um, ob nicht irgendein Dozent deine Schwäche bemerkte und für wasweißlich nutzt. Das ist anstrengend. Andererseits entwickelt man nach und nach natürlich ein gewisses Selbstbewusstsein. Wenn es dann noch ein gesundes ist, um so besser.

Nach ein paar Monaten ging es dann endlich los mit dem Szenenstudium. An einem richtigen Stück, einer richtigen Rolle arbeiten. Bis zu diesem Zeitpunkt drehte es sich immer nur um dich als Person, nur du warst entscheidend. Aber fortan spieltest du Rollen. Du spielst etwas, das bestenfalls große Dramatiker einmal aufgeschrieben hatten. Und beim Vorspielen gab es plötzlich Reaktionen. Publikum. Es gab Applaus. Bis dahin kannte ich gar kein Lampenfieber. Ich hatte Lust oder eben manchmal überhaupt keine. Auf einmal denkst du: Oh Gott, in zwei Tagen ist Vorspiel! Und ob du Lust hast, oder nicht, ist dem Zuschauenden verdammt scheißegal. Du musst liefern. So ein Vorspiel vor den Dozenten und den Kommilitonen ging im Schnitt eine halbe Stunde, in der man verschiedene Szenen eines Stücks spielte. Und bei mir hatte es noch immer nicht richtig gefunkt. Ich wollte immer noch weg.

Ich dachte, vielleicht ist es besser für mich und mein Seelenheil, das Publikum und die Menschheitsgeschichte, wenn ich doch eher Gastronomie in Leipzig studiere. Den Studienplatz hätte ich mit einem Fingerschnips wieder bekommen können.

Nach meinem ersten Studienjahr wurden zwei Kommilitonen exmatrikuliert. Ich mochte eine von ihnen, Steffi, sehr. Sie ist später Krankenschwester

geworden. Sie und Ihre Dozentin, die Jahrhundertschauspielerin Katja Paryla, wussten beide nicht, dass es das letzte Szenenstudium für Steffi sein könnte. Katja Paryla war entsetzt, als Steffi aufgrund dieses Szenenstudiums dann exmatrikuliert wurde. Sie hätte, wenn sie gewusst hätte, dass es hier um alles geht, doch ganz anders gearbeitet, Glanzpunkte gesetzt, versucht, ein bisschen zu zaubern. Dieses Scheitern hat mich ziemlich verunsichert, obwohl es mich ja eigentlich nicht betraf. Ich dachte, wie schnell kann das gehen, dass du raus bist, was passiert im Hintergrund, was ich nicht weiß, stehe ich gar selbst auf der Kippe? Bei Steffi wäre ich nicht draufgekommen, dass man sie gleich fallen lässt. Dabei spielt so vieles eine Rolle. Man kann ja zum Beispiel auch mal verhauen, weil die Rolle komplett nicht passt. Das ist menschlich. Ist schließlich eine Schule. Oder man erwischt den oder die falschen Dozenten, die keinen Zugang zu einem finden. Es beruhen bei diesem Studium mehr Entscheidungen auf Sympathie, als die Dozenten zugeben würden. Als komplizierter Kotzbrocken hast du es auch an der Schauspielschule nicht einfach, egal, wie genial du bist. Da sollte man sich nichts vormachen.

Es gab auch bei mir eine Dozentin, mit der ich überhaupt nicht klarkam. Wir probten was von Fellini und ich habe nicht gewusst, was sie von mir will. Wir redeten total aneinander vorbei und die Proben waren fürchterlich. Sie sagte zum Beispiel Sätze wie: „Du bist schwarz und ich bin Jüdin, wir müssen uns doch verstehen!“ Bei so einem Satz mache ich gleich zu. Als hätte ich mir meine Hautfarbe aussuchen können. Aber ihr steht schließlich frei, zu glauben, was sie will, oder? Ich bin kein Opfer. Wir kamen einfach nicht zusammen und ich fühlte mich unverstanden, untalentiert und schlecht. Sie hopste ständig auf der Bühne herum und spielte mir vor, wie sie sich dies und jenes von mir vorstellte, aber mir stand dabei im Weg, dass ich sie als Schauspielerin fürchterlich fand und das somit auf keinen Fall nachspielen wollte. Aber lange Rede kurzer Sinn: Komischerweise wurde es eines der besten Szenenstudien, an das ich mich an der Schule erinnere.

Die Leute waren nach diesem 45-minütigen Vorspiel ganz gerührt, was natürlich auch an meiner wunderbaren Kommilitonin Annette Gleichmann lag, die mit ihrer Rolle buchstäblich verschmolz. Ich habe keine Ahnung, warum dieses Szenenstudium so gut funktioniert hat. Ich war mir meiner, unserer Wirkung nicht bewusst. Wir konnten aber scheinbar irgendeine

weltwunde, italienische Melancholie auslösen. Es gibt solche Situationen, da weißt du nicht genau, was du da auf der Bühne machst, aber du merkst, dass es funktioniert. Bei diesem Szenenstudium wusste ich gar nichts. Eigentlich kann man eine Rolle nicht füllen, wenn man leer ist. Letztlich spielte nur eine Hülle von mir. Und doch gab es diese tollen Reaktionen der Zuschauer. Ich dachte zuerst: Lachen die jetzt über meinen S-Fehler? Ich hatte mir nämlich eingebildet, ich hätte einen S-Fehler. Meine Sprecherzieherin wollte eigentlich nur, dass ich bei der Lautbildung alles richtig mache und hat mir verschiedenste Übungen gezeigt, mich aber sprachlich zunehmend verunsichert. Dadurch habe ich tatsächlich angefangen, leicht zu lispieln und zudem ständig „sch“ und „ch“ verwechselt. Manchmal sprach ich dann nur noch einen fürchterlichen Brei. Es hat damals eine Weile gedauert, diese Knoten wieder aus der Zunge zu kriegen. Es gibt nur einen akzeptablen, weltmarktfähigen S-Fehler. Den von Liza Minnelli.

Meine Problem-Dozentin meinte nun, trotz unseres Erfolges, ich hätte an dieser Schule nichts zu suchen. Das Szenenstudium war ganz ok, aber auch ein blindes Huhn fände schließlich mal ein Korn. Du bist schlecht, du hast kein Talent. Sie hat sich aber mit ihrer Meinung im Dozentenkreis nicht durchsetzen können. Dieses Szenenstudium kam so gut an, dass wir damit sogar zu Studententagen anderer Schulen eingeladen wurden. Meine Dozentin hat darüber innerlich sicher eine Weile sehr heftig ungläubig mit dem Kopf geschüttelt, dass niemand sieht, dass ich eigentlich auf keine Bühne gehöre. Vielleicht hatte ich aber einfach nur was, das sie nicht sah.

Das erste Studienjahr war also rum und ich zog mal eine kleine Zwischenbilanz. Ich hatte einen Facharbeiterabschluss zum Koch in der Tasche. Ich habe Eintöpfe für 500 Leute gekocht. Ich hatte 18 Monate Nationale Volksarmee relativ unbeschadet überstanden. Ich stand nicht mehr in irgendeiner Küche und auch nicht tagein tagaus an einer Maschine und lebte nicht nach Stechuhr. Ich genoss meine Freiheit, ich hatte meine erste eigene Wohnung, ich habe in der Gegend herumgevögelt und mich betrunken, wenn mir so war. Ich habe kaum was ausgelassen und das war gut so.

Bis auf zwei, drei Ausnahmen habe ich mich mit meinen Kommilitonen super verstanden. Ich studierte unter anderem mit Anne Kasprik, Andrea Lüdke, Matthias Freihof, Jan Josef Liefers, Tobias Langhoff, Götz Schubert

und Maxi Biewer, der Ex-RTL-Wetterfee, die eigentlich eine richtige gute Schauspielerin ist. Dazu kommen noch einige, die man jetzt nicht vom Film und Fernsehen kennt, die aber sehr erfolgreich an diversen Theatern spielen. Seid an dieser Stelle mal herzlich geärgert, ihr Pappnasen!

Ebenfalls durch mein Studienjahr schwebten Simone Thomalla und Gerit Kling. Die hatten zu Beginn des Studiums 1983 beide Löwenmähnen, sahen toll aus und waren einfach zu schön für Sozialismus. Wir haben sie immer die *Dallas*-Weiber genannt. Ihnen wurde auch anfangs von einigen Dozenten und ehrlicherweise auch von uns wenig zugetraut. Die beiden hatten wirklich mit vielen Vorurteilen zu kämpfen und sollten an der Schule erst mal „zur Grusche gemacht“ werden, wie wir das nannten. Die Grusche ist eine einfache Magd in Brechts Kaukasischem Kreidekreis. Wir waren schließlich in einem Arbeiter- und Bauernstaat, in dem man nicht recht zu wissen schien, was man mit richtig schönen Schauspielerinnen anfangen soll. Unsere Schauspielerinnen in der DDR sollten ja nicht unbedingt schön sein, sondern Charakter haben. Das war damals Trennkost.

Das hatten Simone und Gerit also ein bisschen mit mir gemeinsam. Nicht, dass ich eine schöne Frau war, aber ich war eben durch meine Hautfarbe auch alles außer gewöhnlich. Man wusste nicht genau, wohin mit uns und das Umfeld, auch an der Schule, war oft verunsichert. Bei mir kam auch noch mein Schwulsein dazu. Ich habe irgendwann im zweiten Studienjahr in einer Mentorenstunde an der Schule gesagt, dass es nun wirklich reicht mit diesen ewigen Mann-Frau-Zweier-Szenenstudien. Man steckte mich tatsächlich immer mit einer Frau zusammen. Klar war's auch schön, den Romeo zu geben, aber die Dozenten dachten wahrscheinlich mit ihrer Besetzungspraxis unterbewusst, dass sie gegen mein Schwulsein anarbeiten müssten, obwohl man das echt nicht sah, wenn ich es nicht wollte. Zumindest nicht auf der Bühne. Man konnte mir in einem Szenenstudium nun gern ruhig mal einen Kerl als Partner geben. Meine damalige Mentorin Veronika Drogi hatte bis dato wahrscheinlich instinktiv gehandelt, nach dem Motto, der muss wenigstens auf der Bühne lernen, mit Frauen zu funktionieren.

Im zweiten Studienjahr gab es aber auch den von mir sehnsgütig erhofften großen Knall, bei dem ich plötzlich merkte: Dit will ick! Diesen Beruf, dieses Studium. Bei manchen dauert es eben länger, bis sie sich wieder selber zusammensetzen. Bis sie merken, es macht ihnen wahnsinnig viel Spaß.

Wenigstens minutenweise. Ich hatte mich über ein Jahr gefragt, was mache ich eigentlich hier. Das war genug.

Der große Knall war das erste Szenenstudium im zweiten Studienjahr bei Kurt Veth. Der war toll, uralt, hager, unsexy, nerdig, knorrig, wachmüde, braunzahnig, rauchte eine Zigarre nach der anderen und es machte unglaublich Spaß mit ihm. Er brachte uns Versmaß bei, er lehrte uns zu hören, was in Vokalen steckt, was passiert, wenn ich etwas langsamer spreche, wenn ich die Vokale betone, was Diktion bedeutet, all so was. Er weckte zum ersten Mal richtige Spielfreude in mir, weil ich begriff, wie ich Erlerntes effektiv einsetzen konnte.

Wir spielten in dem Szenenstudium *Amphitryon* in einer Peter-Hacks-Bearbeitung. Ich spielte den Sosias, Amphitryon war Conrad F. Geier und die Alkmene Simone Thomalla, mit der ich sehr gut konnte, was bis heute anhält. Veth verlangte von ihr, dass sie den Anfang ihres Textes lispeln solle.

Simone sagte: „Nein, ich kann doch nicht auf der Bühnen lispeln, auf keinen Fall!“ Sie traute den Dozenten nicht zu, dass die beim Vorspiel merken, dass es ein gespieltes Lispeln ist und hatte verständlicherweise Angst vor schlechter Bewertung ihrer Sprachkultur. An der Schauspielschule sollte man immer gestochen sprechen. Man hatte dreimal die Woche Sprecherziehung, Stimme, Sprache, Brecht (das R rrrrollte), man hörte Gisela May (das R rrrrollte und das T knallte), und auf einmal sollte die Thomalla lispeln? Sollte sagen: „Er ißsstßss?“ Herrlich! Sie tatsss dann einfach und es war ein großer Lacher, weil sofort klar war, dass Alkmene die Züge entgleiten, wenn sie ihren geliebten Gatten wiedersieht.

Veth hat uns gezeigt, wie man anhand der Sprache eine Rolle bastelt. Sich nicht einfach irgendwas ausdenkt, diese Figur funktioniert jetzt so und so. Und: Wie atme ich, wie setze ich Nachdruck, Pausen. Meinen Text habe ich wirklich heute, vierzig Jahre später, noch im Kopf, weil er so gut gearbeitet war.

Wir haben fünf, sechs Wochen an diesem Szenenstudium gearbeitet, ich hatte eine wirklich schöne Szene mit Conrad. Amphitryon und Sosias gleichen sich in dem Stück irgendwann wie ein Ei dem anderen. Das ist der Witz. In einer Szene stehen die beiden dann voreinander und sehen absolut identisch aus. Als ich das das erste Mal las, dachte ich, wie soll das gehen? Soll ich mich in der Pause ganz schnell weiß schminken? Oder Conrad sich

schwarz? Conrad war wirklich von Natur aus schlohweiß und blond, ich das Gegenteil. Wie gleicht man sich denn an? Und Veth lehrte uns, dass es darauf überhaupt nicht ankommt. Wenn wir auf der Bühne spielen, dass wir gleich aussehen, dann sehen wir für die Leute im Zuschauerraum automatisch auch gleich aus. Das funktioniert. Da merkte ich das erste Mal: Wenn man auf dem Theater etwas überzeugend behauptet, spielt das Äußerliche überhaupt keine Rolle mehr.

Dann kam der Tag des Vorspiels. Mein Kostüm war ein oller, verdreckter Umhang aus der letzten Ecke des schuleigenen Kostümfundus, der bis zum Boden reichte, und ich hatte damals kleine Rasterlocken, die ich durch eine Krempe zog, was wie ein explodierter Hut aussah. Ich kam langsam schlendernd und leise Flüche vor mich hin murmelnd von der Hinterbühne an die Rampe. Und da ging auch schon das Kichern los. Es begann etwas, was ich vorher noch nie erlebt hatte: Ich habe, ob der guten Stimmung, sofort und furchtlos mit dem Publikum gearbeitet, ich habe, auf der Bühne stehend, die Leute angeguckt, ihnen diesen schönen Text erzählt, vorgespielt, ihre Reaktionen abgewartet und in mein Spiel integriert. Ich schaute in die Gesichter, ich sah Professor Köppe, unseren Lehrer für Marxismus-Leninismus, der gar nicht mehr aufhörte zu lachen und fast zusammenbrach. Ich merkte auf einmal, wie das ist, wenn man sich auf Zuschauerreaktionen quasi draufsetzt, von einem Publikum getragen wird, nicht einfach nur vor sich hinredet. Auf einmal erschloss sich mir, wie das eigentlich geht: Schauspielen. Und in dem Moment wusste ich genau: Das will ich. Das war der Moment, wo mir klar wurde: So, von dieser Schule bekommt ihr mich jetzt nicht wieder runter. Ich war angekommen. Das war mein Coming out, was dieses Studium angeht. Das war meine Stunde null. Oder meine Stunde eins.

Fortan habe ich die Bühne mit einem ganz anderen Selbstbewusstsein betreten. Ich habe vieles lockerer gesehen. Dass es schwierige Situationen geben würde, wusste ich, aber ich hatte erfahren, „wie es geht“. Ich konnte etwas aus mir herausholen, etwas abrufen. Dass du eine Schublade aufmachst, eine Gefühlsschublade in dir. Aber dazu musst du erst einmal wissen, wie das geht, du musst es am eigenen Leib erfahren haben. Auch wenn das blöd klingt: Nach diesem Szenenstudium war ich mir sicher, dass ich nicht mehr von der Schule fliegen kann. Alles, was vorher war, all die

unangenehmen Erlebnisse – das war plötzlich egal. Ich wusste, sie haben es alle gesehen. Ich wusste, sie wussten, ich kann es.

Selbst diese furchtbare Zeit, als nach dem ersten Studienjahr alle männlichen Kommilitonen zum in den Achtzigerjahren eingeführten, für wehrdienstfähige Hochschulstudenten obligatorischen militärischen Reservistenlehrgang eingezogen wurden, konnte mir nichts mehr anhaben. Dabei wurde man in diesen knapp sechs Wochen gefühlsmäßig noch mal komplett heruntergezogen. Wir mussten zusammen mit Studenten anderer Hochschulen nach Thüringen ins berüchtigte Seelingstädt, von alle nur Seelinggrad genannt. Und da standest du wieder in dieser blöden Uniform, mit grauenvollen Vorgesetzten, die offensichtlich dorthin strafversetzt worden waren, da so ziemlich jeder von denen einen Knall hatte, oder zumindest eine starke Fahne, robbtest unter der Gasmaske durchs Gelände und schließt im Zimmer mit zehn anderen Pupsern. Und auch wenn wir uns alle kannten, war das nach diesem ersten Studienjahr, in dem man uns gefühlsmäßig windelweich geklopft hatte, eine weitere Erfahrung, auf die man gern verzichtet hätte. Wieder dieses Strammstehen, dieses Gehorchen müssen. Man war so peinlich berührt vor allem deswegen, weil man das jetzt mit seinen Kommilitonen machen musste, die man zuvor ganz anders erlebt hat, und die einen zuvor ganz anders erlebt haben. Das Schauspielstudium war ja diesbezüglich eine Offenbarung; ich wusste meist, was der neben mir denkt. In dem Moment, wo er angeschrien wurde, wusste ich, was das in ihm auslöst. Ganz großartig habe ich in dieser Zeit Karsten Speck in Erinnerung. Der war zwar ein Studienjahr vor uns, musste aber mit uns mit, weil er das Jahr davor krank war. Karsten sprühte vor blöden Einfällen und unterhielt die ganze Stube am Abend mancher Tage mit einer Art Stand-up-Comedy, bis wir herhaft über den Käse lachten, den er von sich gab und lächelnd einschliefen. Der Speck war das Sandmännchen, wir die Maden und alles war gut.

Nach den ersten Tagen in dieser Strafkolonie schrieben wir einen Protestbrief an die Schule, an unseren Direktor Hans-Peter Minetti. Der etwas theatralische Tenor: Wir werden hier sterben! Wir waren dort in Seelinggrad auch mit Lehrer- oder Ökonomiestudenten zusammen, aber die hatten nicht die gleichen Probleme, die gleichen Anpassungsschwierigkeiten, die waren nicht so wund wie wir Sensibelchen. Der IQ unserer Vorgesetzten war mit

dem des Stoffes einer DDR-Malimo-Flagge vergleichbar, wir waren erkältet und das Essen war katastrophal. Es gab eigentlich nur irgendwelche Matschepampe plus Kompott, wo selbst ich als gelernter Koch rätselte, welches Gericht mal das Ziel der Zutaten gewesen war. Keine Vitamine nirgends. Hans-Peter Minnetti, unser Rektor, kam uns nach unserem Hilfeschrei sofort besuchen. Er betrat den Raum und wir mussten aufspringen, strammstehen und vor ihm salutieren. Dann wurde ihm Meldung erstattet, dass wir vollzählig angetreten waren und „Seine Magnifizenz“, wie wir ihn nennen mussten, da er Mitglied des Zentralkomitees der SED war, ließ uns röhren und Platz nehmen. Es war so albern und ein irgendwie armseliges Schauspiel, waren wir doch an der Schule alle per Du. Einschließlich Rektor.

Minnetti hatte noch nie so ein Brief von seinen Studenten bekommen. Er schickte, bevor er mit uns sprach, den leise protestierenden Offizier raus, was dem wahrscheinlich auch noch nicht passiert war. Aber Minetti war eben ZK-Mitglied, da wurden die ganz klein. Als der raus war, setzte sich Minetti und redete verschwörerisch auf uns ein: „Kinder, was macht ihr denn hier für Sachen? Seid artig, ihr bringt mich und euch in Teufels Küche. Das geht nicht, beißt die Zähne zusammen, ihr müsst das durchhalten! Ihr werdet exmatrikuliert, wenn ihr hier rebelliert, wenn ihr hier stört, wenn ihr versucht, mit Ironie und Sarkasmus die Offiziere zu beleidigen. Ironie hat auch immer was mit der Intelligenz der Adressaten zu tun. Wenn ihr nicht die Truppenmoral zeigt, die hier von euch verlangt wird, sieht es für euch finster aus. Seht es als Rolle. Ich werde euch sonst nicht helfen können.“

Im Anschluss an seine eindringliche Predigt ging er mit uns zu seinem Wagen, einem Citroën, als ZK-Mitglied fuhr man selbstverständlich keinen ollen Trabant, und öffnete seinen Kofferraum. Der war voller Zitronen, Orangen, Bananen, voll mit allem, was der Ku'damm hergab. Seine Magnifizenz Minetti, der einen Pass hatte, war vor seinem Besuch bei uns noch schnell in den Westen gebraust und hatte seinen Wagen mit allem vollgestopft, was Vitamine enthielt. Schlaraffenstädt. Wir überlegten kurz, ob wir ihm nach seiner Abreise täglich mehrfach solche Briefe schreiben sollten. Und wir rissen uns zusammen bis ans Ende dieser unseligen sechs Wochen Seelingstädt.

# Schwarzweiß

Das Problem, das mich das ganze Studium über begleitete, war, dass ich das Gefühl hatte, dass die Dozenten sich unausgesprochen Sorgen machten, wie es mit mir danach weitergehen sollte. Natürlich wegen meiner Hautfarbe. Das ist etwas, das im Grunde bis heute anhält. Man kann im wahren Leben schwarzer Verleger, Lektor, Busfahrer oder Arzt sein, aber beim Schauspieler macht man sich immer noch Gedanken über den Grund, einen Schwarzen zu besetzen. Dabei habe ich, im Gegensatz zu vielen weißen Kollegen, noch nie Othello gespielt.

Die Frage also war: Wir haben hier einen Schwarzen, was könnte der denn spielen? Im Szenenstudium an der Schauspielschule war ich Romeo, Sosias, Jago oder der russische Soldat Alexej aus *Die Kommissarin* und viele andere. Ich habe selbstverständlich alles gespielt, ohne darüber nachzudenken, ob das zu einem Schwarzen passt, sondern ob das meine Fähigkeiten herausfordert, mich irgendwie schauspielerisch weiterbringt, meinen Horizont erweitert. Insofern wurde ich behandelt wie jeder andere.

Ich kann ganz gut singen, und ich krieg das mit dem Tanzen auch einigermaßen hin, um so mehr wollte man wohl, dass ich diese Richtung einschlage. Je mehr ich aber diesen Eindruck bekam, desto häufiger blockierte ich. Ute Kobrow sagte irgendwann im zweiten Studienjahr beim Steppunterricht, ich war schrecklich beim Timen und Koordinieren des Geklappers meiner Steppversuche: „Du, an deiner Stelle würde ich mir mehr Mühe geben, das kann mal deine Zukunft sein. Die verbaust du dir, wenn du das hier nicht ernst nimmst.“

Ich bin mir sicher, dass viele mich damals zukünftig am Metropol-Theater, dem heutigen Admiralspalast, sahen, dem Vorzeige-Operettentheater der DDR. Als Graf von Soundso, singend, tanzend und steppend. Der quirlige

Schwarze, der den kompletten Abend durchgrinst. Mit einem lustigen Stöckchen in der Hand und der Kreissäge auf dem Kopf. So was. Chicken George für Arme. *Sportin' Life* forever.

Und tatsächlich: Nach dem dritten Studienjahr 1986 wurde mir die Hauptrolle in *Rosa Laub* am Metropol-Theater angeboten, der ersten und einzigen Rockoper der DDR. Wir mussten im Osten so was wie *Hair* und *Jesus Christ Superstar* ja auch können. Nun ja ... *Rosa Laub* habe ich zusammen mit Simone Thomalla gemacht, die meinen Gegenpart spielte. Wir haben gesungen und getanzt und gespielt. Und ich spürte, dass es da an der Schule ein leichtes Aufatmen gab.

Eigentlich durftest du während des Studiums an der „Busch“ keine Angebote annehmen. Sobald eine Rolle bei Film, Fernsehen und im Theater einen bestimmten Zeitraum überschritt, musstest du absagen. Die haben uns wirklich unter einer Glocke gehalten, was im Grunde genommen auch nicht schlecht war. Mancher aufgehende Teig fällt wieder in sich zusammen, wenn man zu früh frische Luft heranlässt.

Das Sängerpaar, das meine Eltern in *Rosa Laub* spielte, war weiß und ich wurde auch nicht geschminkt. Der Regisseur, Klaus Gendries, tat ganz lapidar ab, dass ein Schwarzer die Hauptrolle spielte. Ach, das sei doch mal was Anderes und erweitere das Stück um eine neue Dimension. Er hatte mich bei einem Vorspiel an der Schauspielschule gesehen und wollte mich einfach für die Rolle haben, Hautfarbe hin oder her. Punkt. Ich war also im sogenannten Heiteren Musiktheater der DDR gelandet, welches brüderlich dem sozialistischen Realismus verpflichtet war. Es hatte durchweg einen erzieherischen Duktus.

In *Rosa Laub* spielte ich Karel (!), einen Jungen aus einem Neubaugebiet, das *Heiliger Berg* (!) hieß, weil es so neu war, dass dort noch niemand gestorben war. Meine Figur fuhr immerzu Motorrad, welches ich, wegen seiner blauen Farbe *Usambara* (!) getauft hatte.

Diese Simson-Karre verreckte leider ständig auf der Bühne, weil sie vorher niemand eingefahren hatte und wir uns gegenseitig nicht mochten. Im Stück konnte dieses bockige Gefährt in meinen Träumen durch die Lüfte fliegen. Aber ich hatte meine Träume verloren, weil ich als Bauarbeiter arbeiten musste und dadurch meine Fantasie auf der Strecke blieb. Früher hatten sich

die Betonplatten für mich in Schmetterlinge verwandelt, jetzt blieben sie grau. Herrje ... es war verschwurbelter, sozialistischer Kitsch.

Simone Thomalla war die andere Hauptrolle. Sie repräsentierte den bösen Westen und lockte mich als Kapitalismusbraut in Lack, Leder und Netzstrümpfen. Aber wir vertrieben sie mit Liedern wie *Weg, weg, weg, feige Heuchelei!* und wandten unser freudiges Antlitz wieder dem frisch und fröhlich knospenden, sozialistischen Alltag zu. Die Texte von Waldtraut Lewin für *Rosa Laub* waren so schlecht, dass ich ewig brauchte, um sie in den Kopf zu kriegen. Deshalb kann ich sie leider sogar vierzig Jahre später noch auswendig. Die Musik von Horst Krüger war nicht die schlechteste, aber sie konnte die krude Geschichte und die Liedtexte auch nicht retten. Die Thomalla musste am Schluss in den Orchestergraben springen und explodierte da mit viel Bohei. Sie hatte es gut. Ich musste noch ein paar Songs singen, bis ich die große Liebe, Rosa Laub, fand und sich meine Betonplatten wieder in Schmetterlinge verwandelten. Eigentlich hätte ich die ganze Zeit auf der Bühne sichtbar kiffen müssen, um dem ganzen Getöse einen Hauch von Glaubwürdigkeit zu verleihen.

METROPOL-THEATER

INTENDANT PETER CZERNY

# Rosa Laub

Rock-Musical

Libretto: Waldtraut Lewin

Musik: Horst Krüger

Fassung des Metropol-Theaters von Klaus Gendries

Inszenierung: Klaus Gendries

Musikalische Leitung: Horst Krüger/Hans-Werner Nicolovius

Bühnenbild und Kostüme: Manfred Bitterlich

Choreographie: Lothar Hanff

Dramaturgie: Karl-Heinz Siebert

Technische Leitung: Siegfried Gebhardt

Karel	Pierre Bliss*
Rosa Laub	Conny Strauch
Vater	Hans Recknagel
Mutter	Maria Alexander
Brigadier	Martin Fleck
Das schwarzhaarige Mädchen	Simone Thomalla*
Jeanne	Gundula Gouby
Freiheitskämpfer	Hans-Jürgen Wiese
Rebell	Wolfgang Eilers
1. Mädchen	Wera Kiefel
2. Mädchen	Irene Gottschling
1. Junge	Winfried Schneider
2. Junge	Frank Schubbe

Jugendliche: Mitglieder des Balletts des METROPOL-Theaters

Musikproduktion: Horst Krüger Band

Chorformation „Unternehmen Münchhofe“

Ort und Zeit der Handlung: Heute bei uns

\* Studenten der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ Berlin

Besetzungszettel von Rosa Laub aus dem Programmheft

Ich habe das dann allerdings mit großer Freude und Erfolg gespielt. Alle Vorstellungen in diesem riesigen Theater waren ausverkauft und zu meinem Erstaunen ließen sich die Leute tatsächlich mitreißen. Es hat Spaß gemacht, aber ich wusste auch schnell, dass es DAS nicht ist. Ich sah meine Zukunft nicht singend und tanzend auf dieser Bühne. Trotz eines tollen Ensembles, welches die Thomalla und mich während der Proben super unterstützte. Wir waren schließlich nicht vom Fach und es hätte auch nach hinten losgehen können. Mit einigen der ehemaligen Tänzerinnen und Tänzer bin ich heute noch locker befreundet. Mit einem dieser Tänzer entwickelte sich damals eine ziemlich explosive On-Off-Beziehung, die mich über die Jahre drei Mal bei ihm ein- und wieder ausziehen ließ. Möge sie in Frieden ruhen. Und mit der Thomalla zu arbeiten macht einfach Spaß. Die Frau ist Kumpel wie Sau.

Ich begann also mit *Rosa Laub* mein viertes Studienjahr, das letzte des Studiums, während meine Kommilitonin Birgit, mit der ich in einem Szenenstudium den Romeo in *Romeo und Julia* erarbeitet hatte, zu einem Vorspiel ans Staatsschauspiel Dresden eingeladen wurde. Sie fragte mich, ob wir diese *Romeo-und-Julia*-Szenen nicht zusammen dort vorspielen könnten, was wir dann auch taten. Sie haben sie nicht genommen.

Kurze Zeit darauf, ich war noch in den Proben für *Rosa Laub*, hing eines Tages ein Zettel am Schwarzen Brett der Schule, auf den meine Mentorin Veronika Drogi geschrieben hatte: „Lieber Pierre, du sollst gleich nach der Premiere von *Rosa Laub* unter Engel in Dresden arbeiten.“ Das sorgte für Erheiterung und klang schwer nach #MeToo, da jeder wusste, dass Wolfgang Engel schwul ist. „Unter Engel arbeiten“ wurde daraufhin ein geflügeltes Wort, welches ich mir noch Wochen anhören musste. Aber egal, sie wollten mich. Und zwar fest im Ensemble. Es gibt Schlimmeres, als am Staatsschauspiel Dresden engagiert zu sein. Unter wem auch immer.

Mein ganzes vierter Studienjahr wurde so zu einer großen Ausnahme: Es ging mit *Rosa Laub* am Metropol-Theater los, und nach dieser Premiere fuhr ich gleich nach Dresden und spielte dort bis zum Ende meines eigentlichen Studiums in einer Inszenierung nach der anderen. Ich war plötzlich in einem wirklich krass gutem Ensemble ein richtiger Schauspieler, der auch von

sämtlichen Kollegen als solcher respektiert wurde, obwohl ich de facto noch Student war.

Glücklicherweise konnte ich in Dresden meinen Einstand in einer Inszenierung geben, mit etwas, was ich kann: singen in einem Liederabend. Es gibt nichts Besseres, wenn man neu in ein Ensemble kommt, als sich sicher zu sein, dass man den Einstand garantiert nicht verkackt. Der Abend hieß *Ein Schuß 10 Pfennig oder Raus mit den Männern aus dem Reichstag*, wurde von Wolfgang Engel inszeniert und man kann heute noch einen kleinen Schnipsel auf YouTube finden, wenn man „Paradies am Meeresstrand Dresden“ in die Suche eingibt. Die Proben unter Wolfgang Engel verliefen übrigens äußerst harmonisch und belästigungsfrei.

Es war ein unglaublicher, vom Publikum frenetisch gefeierter Liederabend mit Zwanzigerjahre-Songs. Jeweils zum Ende der Aufführung hörten wir Schauspieler auf der Bühne schon die gute alte Hebe-Hydraulik der Unterbühne, weil unter uns der Dampf eingelassen wurde. Wir saßen auf der Bühne und dann fing jeder an, ein anderes Lied zu singen. Ich sang lauthals: „Wer auf der kugelrunden Welt sich was erobern will, der muss drauf achten, dass er immer feste sitzt, damit er nicht vor Toresschluss noch hinten runterrutschen muss, wenn's hier auf Erden einmal donnert oder blitzt.“ Die Bühne bewegte sich plötzlich auf und ab, es war wie ein Tanz auf dem Vulkan und am Schluss versanken wir alle im Bühnenboden, 32 Schauspieler und das Orchester. Ich sah noch, wie das Publikum entschwindet, durch den Qualm, der durch unser Absinken in den Orkus Dresdens nach oben gedrückt wurde. Es war völlig surreal, dazu diese Kakophonie aus zig verschiedenen Liedern und dem um sein Leben fidelnden Orchester. Es riss die Leute von den Stühlen. Nein, besser konnte man am einem Theater nicht starten.

Ich hatte durch diesen Liederabend auf einen Schlag fast das komplette Ensemble kennengelernt. Und Gudrun Okras, Gott hab sie selig, diese Dresdner Schauspiel-Legende, hat mich sofort unter ihre Fittiche genommen. Wir mussten bei den Proben sogar auseinandergesetzt werden, weil wir undiszipliniert quatschten und kicherten. Wir mochten uns auf Anhieb und das erste Mal, dass ich in Dresden betrunken war, lag an Gudrun Okras und war kurz nach meiner Ankunft. Die Kantine hatte schon längst zugemacht, und wir saßen noch bis morgens um vier auf dem Dresdner Postplatz vor dem Staatsschauspiel auf der damals einzigen Bank, mit drei Pullen Wein – die

gestandene Kollegin und ich, wir haben stundenlang gequatscht und uns dabei schön einen eingeholfen.

Apropos Wein: Nachdem ich ein Jahr in Dresden engagiert war, merkte ich, wenn ich nicht bald alkoholtechnisch einen Schlussstrich ziehe, ende ich mal als typischer Theaterkantinen-Alkoholiker. Du bist den ganzen Tag wie unter einer Glocke, du probst von 10 Uhr morgens bis zum frühen Nachmittag, sitzt zwischendurch in der Kantine, abends hast du Vorstellung oder tönst auf irgendeiner Probebühne für ein neues Stück rum, hinterher sitzt du wieder in der Kantine, beziehungsweise bei uns war es auch der Theaterclub im Hotel Gewandhaus. Du trinkst zwei bis sechs Radeberger Biere, plus drei Karlsbader Becherbitter und gehst dann ins Bett. Früh morgens dann um 10 Uhr wieder zur Probe. Die erste Stunde kannst du zwar vergessen, aber dann fasst du Tritt in deinem Hamsterrad und das Ganze geht von vorn los. Tag für Tag.

Ich merkte ziemlich schnell, das wird so ein Kreislauf, das ist nicht lustig. Es gibt einige Kolleginnen und Kollegen da draußen, die das bestätigen können und letztendlich auch durchs Theater zumindest latent Alkoholiker geworden sind, so dass sie nicht mehr ohne einen gewissen Pegel auf die Bühne finden. Nach einem Jahr habe ich jedenfalls die Reißleine gezogen und mir gesagt, ich guck mal, wie lange ich es schaffe, nicht vor 20 Uhr zu trinken und auch dann nicht, wenn ich am nächsten Tag arbeiten muss. Also, wenn ich morgens Probe oder abends Vorstellung habe. Das hielt ich glücklicherweise von Anfang an ohne Probleme locker durch. Hopfen und Malz waren also verloren.

Trinkgelage verlagerten sich so, wenn überhaupt, auf Abende vor vorstellungsfreien Tagen, oder wenn ich ein paar Tage komplett frei hatte und nach Berlin fuhr. Ich hatte meine kleine Berliner Wohnung behalten und immer noch einen Koffer in Berlin. Diese Nichttrinkgewohnheit behielt ich bei und das war auch später zum Beispiel in meiner Zeit bei *Der Alte* so. Da lief mir dann allerdings manchmal schon beim Gedanken an ein kühles Bier beim Heimflug von München nach Berlin das Wasser im Mund zusammen. Im Flieger selbst habe ich mir kein Bier bestellt, und, wie gesagt, vor 20 Uhr schon gar nicht, aber letztlich bin ich schnell vom Flughafen nach Hause und dann ab in die Kneipe. Oder habe mich, wenn es schon spätabends war, gleich vom Taxifahrer an meiner Stampe Zum stillen Don absetzen lassen.

Ich war nie ein Alleintrinker. Allein mit der Bierpulle vorm Fernseher oder dem Computer war nicht mein Ding. Ich brauchte Gesellschaft und Leute, die ich vollbabbeln kann und die sich freuen, mich zu sehen.

Und es begab sich zu der Zeit, dass ich überhaupt keinen Appetit mehr auf Alkohol hatte. Er schmeckte mir einfach nicht mehr. Nachdem das ein paar Wochen so ging, dass ich keinen Bierbock mehr hatte, wurde ich ein bisschen misstrauisch und fragte mich, ob vielleicht was nicht mit mir stimmt.

Manchmal will einem der Körper ja auch was sagen, wenn sich etwas völlig verändert. Das konnte doch nicht sein, dass mir nach dreißig Jahren gepflegtem Konsums kein Alkohol mehr schmeckt, egal welcher Art. Ich bin dann wirklich zur Hausärztin gegangen und habe mich untersuchen lassen. Blutprobe, Urin, Magen, Leber, das komplette Programm. Sollten Männer um die fünfzig sowieso mal machen. Das Ergebnis war, dass alles im grünen Bereich ist. Die Ärztin hat schließlich meine Hormone untersucht und gesagt: „Weißt du was, es sind bestimmt die Wechseljahre. Die haben Männer auch, und es kann passieren, dass du auf irgendwas Appetit hast, so wie eine schwangere Frau, und auf was anderes überhaupt nicht mehr.“ Ich war also plötzlich ein schwangerer, alter Mann im Klimakterium.

Aber noch mal zurück nach Dresden zum Staatsschauspiel. Wieder unter Wolfgang Engels Regie spielte ich nach dem Liederabend in Heiner Müllers ziemlich genialem Stück *Anatomie Titus Fall Of Rome. Ein Shakespearekommentar*. Es war herrlich. Ich konnte vergewaltigen, Zungen abschneiden, Hände abhacken und mir noch andere geheime Wünsche erfüllen, die nur Schauspieler ungestraft dürfen, dafür auch noch Geld bekommen und beklatscht werden. Zur Beruhigung, ich habe den Abend auch nicht überlebt. Erfolgstrunken steckte mir der Regisseur bei der Premierenfeier die Zunge in den Mund, woraufhin ich ihm ordentlich eine knallte. Die menschliche Reaktionsgeschwindigkeit bei Bedrohung ist 0,7 Sekunden. Normalerweise. Ich brauchte nur exakt 0,37895 Sekunden, wie mir die innere Uhr anzeigte. Der Engel und ich haben danach mit unserem Bier angestoßen und am nächsten Tag war alles freundlich entspannt, wie immer. Gute Proben. Kein Trauma. Bis heute nicht. Schaunmermal.

Das Staatsschauspiel Dresden war zu der Zeit eines der besten Häuser im Lande, es war nicht weit weg von Berlin, ich musste dort meine kleine Wohnung nicht aufgeben, was mir als Berliner allerdings auch nie in den

Sinn gekommen wäre. Mir ging es top. Ich pendelte zwischen Berlin und Dresden mit einer ermäßigte Arbeiterrückfahrkarte für 13,80 Mark hin und zurück. Und wenn ich lesend im Zug saß, machte ich ohne aufzublicken das Schiebefenster im Abteil zu, wenn wir uns Bitterfeld näherten. Ich kannte jeden Schaffner und jede Weiche.

BSTU  
0006

2

Der Oberprüfte wird relativ selten gesehen und hält sich offensichtlich auch über mehrere Tage nicht in der Wohnung auf. Über seine charakterlichen Eigenschaften, seine Lebensgewohnheiten und Interessen besteht keine Kenntnis. Sein Äußeres ist modisch-leger, neigt nicht zu Extremen. Auffallend ist seine dunkle Hautfarbe, die ihn als Farbigen charakterisiert. Seine Besitzverhältnisse können nicht beurteilt werden. B. empfängt Besucher, bei denen es sich nach Eindruck der Etagenbewohner ausschließlich um männliche Personen weißer Hautfarbe handelt. Dazu bestehen keine weiteren Angaben.

Der Oberprüfte zog aus Berlin nach Dresden. Es wurde besuchweise ein Bruder des B. festgestellt, welcher ebenfalls aus Berlin anreiste. Über seine sonstigen Familienverhältnisse ist nichts bekannt.

Die Befragten haben keine Kenntnis, ob der Oberprüfte über NSA-Kontakte verfügt und wie B. solche Beziehungen wertet.

Leiter der Abteilung

Meinhardt  
Oberstleutnant

Heller  
Oberleutnant

## Auszug aus meiner Stasi-Akte

Durch mein vorzeitiges Engagement am Dresdener Staatschauspiel habe ich fast das komplette vierte Studienjahr in der Praxis verbracht. Ein Woche vor dem Intendantenvorspiel 1987, bei dem am Ende des Studiums alle Absolventen ihre besten Szenenstudien noch einmal zeigen und dabei bestenfalls von zig suchenden Intendanten beobachtet werden, fuhr ich nach Berlin, um als Partner für meine Kommilitonin, die die Julia spielte, noch mal den Romeo zu geben.

Für mich war das alles total entspannt, weil ich ja von den Dresdenern schon aus der Schule gepflückt worden war und bereits in der vierten Inszenierung probte. Ich beneidete niemanden aus meinem Studienjahr. Diese Unwissenheit darüber, wo man landet, war krass. Es gab Theater in Parchim, Nordhausen, Eisenach, Annaberg-Buchholz, Klein-Würstchenleben. Wollte man das? Nicht mal der oft großartigen Ensembles wegen, sondern wegen des Umfelds. Aber immerhin sind nach dem Studium alle irgendwohin vermittelt worden, alle haben einen Job bekommen. Wer die „Busch“ hinter sich hatte, war ein Schauspieler mit Fundament, den, egal wo, so schnell nichts umwehte.

Mich hat die Schule also schon während des Studiums losgelassen. Dass sie jemanden das komplette vierte Studienjahr in der Praxis absolvieren ließen, hat es zuvor nicht gegeben. Das war tatsächlich meiner Hautfarbe geschuldet und die Dozentenclique war froh, dass sich ein Haufen farbenblinder Regisseure in Dresden für mich interessierte. Die latente Sorge um meine Zukunft hatte sich in Luft aufgelöst.

Ich war der erste Schwarze in der DDR, der Schauspiel studiert hat. Aber ich bin nicht als Schwarzer engagiert worden. Weder am Metropol-Theater bei *Rosa Laub*, noch am Staatsschauspiel Dresden. Ob im Liederabend *Ein Schuß*, bei *Anatomie Titus*, oder in Stücken wie *Faust* und *Die Unbeständigkeit des Herzens*, nie wurde ich mit einer schwarz gelesenen Rolle besetzt und habe vom russischen Kolchosbauern bis zum französischen Prinzen in den Jahren am Theater alles Mögliche gespielt.

# **Bitte wenden Sie!**

Ich war drei Jahre am Staatsschauspiel Dresden fest engagiert. 1987 bis 1990. In dieser Zeit hatte mich, wie ich später aus meinen Stasi-Akten erfuhr, das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) ziemlich auf dem Kieker.

Eines Tages stand ein auffällig unauffällig wirken wollender Herr vor meiner Dresdener Wohnungstür, öffnete seinen Klappfix, sagte „Müller“ und trat an mir vorbei in meine Wohnung. Mir blieb in dem Moment kurz das Herz stehen, aber ich fasste mich relativ schnell wieder. Ich war froh, dass ich Schauspiel studiert hatte, vortäuschen konnte, dass mir das alles gar nichts ausmacht, und bot ihm einen Stuhl an. Die nächsten zwanzig Minuten erinnere ich nicht mehr genau, weil ich ihm wie in Watte gepackt zuhörte und letztlich immer nur laut und klar „Nein“ sagte. Er wollte mich als Inoffiziellen Mitarbeiter (IM) beim MfS werben und das ziemlich brachial. Ich merkte aber gleich, dass er kaum was gegen mich in der Hand hatte, um mir zu drohen, beziehungsweise mir den Verrat an meinen Kollegen irgendwie schmackhaft zu machen. Einfach gar nichts, womit er hätte irgendwie gewinnen können.

Ich merkte jedoch, wie mein Deo versagte. Mir rann der Schweiß links und rechts aus den Achselhöhlen und ich bekam tatsächlich keinen klaren Gedanken mehr zu fassen. Als er seinen Vortrag beendet hatte, blieb ich weiterhin bei meinem „Nein“, und er erklärte mir ruhig und fast stoisch, dass er dann in einer Woche mit einem Kollegen zurückkäme und sie noch mal „in Ruhe“ mit mir sprächen. Ich hatte, bis auf die Alarmglocken, die geradezu hysterisch in mir schrillten, keinen Lärm bemerkt. Ich glaube, ich hatte sogar das Atmen für zwanzig Minuten eingestellt.

Er meinte, ich könne ja inzwischen darüber nachdenken, ob ich unserem Staat, der Deutschen Demokratischen Republik, einen Dienst erweisen möchte, bei allem was sie bisher für mich getan hätte, an Schulausbildung, an

Hochschule, an Arbeitsplatz und so weiter. Ich fand diesen Vergleich etwas seltsam, aber er war der Meinung, man müsse „dem Land auch was zurückgeben“. Und sei es in der Form des Stasischweins, dachte ich angewidert. Wenn das Land wenigstens ordentliche Jeans fabrizieren könnte.

Als er die Wohnung endlich verließ, fühlte ich mich der DDR gegenüber allerdings überhaupt gar nicht schuldig und überlegte kurz, was ich jetzt schadenbegrenzend machen kann. Irgendeine Sofortmaßnahme. Ich bin also ins Theater gerannt, weil ich wusste, dass mein Oberspielleiter Horst Schönemann dort ist. Ich enterte also sein Büro und erzählte ihm ganz einfach, was die halbe Stunde vorher bei mir zu Hause stattgefunden hat und dass ich „Nein“ gesagt hätte und dass ich hoffe, dass ich jetzt hier am Theater keine Schwierigkeiten kriege und dass ich ihm das trotzdem erzähle, weil ich eben nicht weiß, wie der Hase läuft und es nicht zu irgendwelchen Missverständnissen kommt und und ...

Er schaute mir wortlos tief in die Augen, blickte sich dann um, zeigte in diverse Ecken seines Büros, drehte mit der Hand einen imaginären Schlüssel in seinem Mund um und warf ihn hinter sich. Mich schauderte in diesem Moment, da mir klar wurde, dass er mich darauf aufmerksam machte, dass sein Büro verwanzt ist und alles, was er jetzt sagen würde, natürlich auch gegen ihn verwendet werden könnte.

Mir war schlagartig klar, dass er nicht verbal bestätigen konnte, dass ich seiner Meinung nach alles richtig gemacht habe. Er nickte nur wohlwollend mit dem Kopf und bedeutete mir zu gehen. Das tat ich und ging dann erst mal eine riesige Portion Eis essen, um mich abzukühlen und die einsetzende Unterzuckerung in den Griff zu kriegen. Ich hatte in der letzten Stunde gefühlt 10 000 Kalorien verbraucht.

Die Woche später stand das MfS in Form von Herrn Müller, im grauen Mantel seines Niemandsnamens, tatsächlich wieder vor der Tür und hatte auch einen Kollegen mitgebracht. Ich war jetzt aber innerlich gefasst durch den Rückhalt des Theaters und in keiner Weise beunruhigt. Ich bat sie herein, hörte mir freundlich distanziert das Geschwurbel der beiden an, bot ihnen sogar löslichen imnu-Muckefuck an, den sie jedoch dankend ablehnten. Sie waren sicher Besseres gewohnt, aber mein West-Onko blieb im Schrank. Sie gingen nach einer halben Stunde, mein Deo hatte nicht versagt, und die Sache war erledigt.

BStU  
000026

Bliss, Pierre  
17.03.62 4 0561 4  
Schauspieler  
Abt. XII: erfaßt für Abt. XII, SiVo

und

Bei Bliss handelt es sich ebenfalls um einen sehr emotionsgeladenen, politisch unbedachten Menschen. B. wurde durch das MfS kontaktiert, lehnte jedoch eine Zusammenarbeit ab.

## Noch ein Auszug aus meiner Stasi-Akte

Es war 1988 und in der Sowjetunion versuchte sich Gorbatschow seit drei Jahren an Glasnost und Perestroika, während die DDR-Führung nicht mal ansatzweise darüber diskutieren wollte. Dabei kam ihr immer öfter ein in der UdSSR herausgegebenes deutschsprachiges Magazin namens *Sputnik* in die Quere. Weil es ungefiltert über die gesellschaftlichen Veränderungen in der Sowjetunion berichtete und vor allem in Sachen Geschichtsschreibung vollkommen neue Seiten aufschlug, hatte es sich innerhalb kurzer Zeit zum Verkaufsschlager an den DDR-Zeitungskiosken und zum Dorn im Auge der Parteiführung entwickelt.

Nachdem schon die Oktoberausgabe nicht mehr ausgeliefert worden war, wurde der *Sputnik* dann Mitte November ganz offiziell verboten. Das verschlechterte die eh schon miese Stimmung in der Bevölkerung noch weiter. Genau in diese Zeit fiel die Premiere des satirischen Gegenwartsstückes *Nina, Nina, tam Kartina ...* von Werner Buhss, das von Horst Schönemann am Kleinen Haus des Staatsschauspiels inszeniert wurde. In dem Stück wird von Bürgermeister Lossew erzählt, der von einer Dienstreise nach Moskau in seine Provinzstadt Lykow zurückkehrt. Neben einem Gemälde, das die idyllische Bucht von Lykow zeigt, bringt er noch eine Nachricht aus der Hauptstadt mit. Dass nämlich genau in dieser Bucht ein großes Industriewerk entstehen soll. Als Lossew merkt, dass die übergroße Mehrheit der Bürger gegen dieses Bauprojekt ist, stellt er sich auf deren Seite. Zu spät, wie es zunächst scheint, denn das neue Werk ist Teil des

Staatsplans und Änderungen daran haben die Bürokraten im fernen Moskau nicht vorgesehen. Als Zeichen des Widerstandes und aus Protest hängt sich daraufhin Lossews Vorgänger ausgerechnet in der umstrittenen Bucht auf. Ich fand im Stück den toten Ex-Bürgermeister und hatte dann an das Publikum gewandt den Satz zu sagen: „Wer sich nicht auflehnt jetzt, der macht sich schuldig.“ Das Publikum reagierte an dieser Stelle plötzlich mit tosendem Applaus, der mit jeder Vorstellung immer stärker und trotziger zu werden schien. Das nahm mich emotional so mit, dass ich jedesmal froh war, nach dieser Szene nicht noch mal auf die Bühne zu müssen.

In solchen und vielen anderen Momenten erwies sich unser Theater als genaues Thermometer der zunehmend aufgeheizten Atmosphäre in der Stadt. Die kochte beinahe über, als am 4. Oktober 1989 die Sonderzüge, die die Flüchtlinge aus der Prager Botschaft in den Westen bringen sollten, Dresden passierten. Es kam zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen der Polizei und tausenden Demonstranten. Auch ich befand mich mit der Regisseurin Irmgard Lange unbeabsichtigt mitten im Kessel, den die Polizei um uns bildete, und wir flüchteten keuchend vor diesen knüppelnden Idioten in einen Hausflur. Wir rannten die Treppen hoch und beobachteten atemlos aus einem kleinen Fenster unterm Dach die wogende Menge auf der Straße. Als wir uns nach einiger Zeit wieder raustrauten, tapsten wir in der Dunkelheit auf verschlungenen Wegen zum Theaterklub im Hotel Gewandhaus, wo wir uns mörderisch betränken. Für mich war die DDR an diesem Abend innerlich vorbei.

Uns Theaterleuten war klar, dass wir uns dazu positionieren mussten. Kurzerhand wurde die Probebühne 3 zum Versammlungsort. Dort entstand nach langen, aber durchaus lehrreichen Diskussionen jene Resolution des Ensembles, die am 6. Oktober vor Publikum verlesen wurde:

*Wir treten aus unseren Rollen heraus. Die Situation in unserem Land zwingt uns dazu.  
Ein Land, das seine Jugend nicht halten kann, gefährdet seine Zukunft.  
Eine Staatsführung, die mit ihrem Volk nicht spricht, ist unglaublich.  
Eine Parteiführung, die ihre Prinzipien nicht mehr auf Brauchbarkeit untersucht, ist zum Untergang verurteilt.*

*Ein Volk, das zur Sprachlosigkeit gezwungen wurde, fängt an, gewalttätig zu werden.*

*Die Wahrheit muß an den Tag.*

*Unsere Arbeit steckt in dem Land. Wir lassen uns das Land nicht kaputtmachen.*

*Wir nutzen unsere Tribüne, um zu fordern:*

- 1. Wir haben ein Recht auf Information.*
- 2. Wir haben ein Recht auf Dialog.*
- 3. Wir haben ein Recht auf selbständiges Denken und auf Kreativität.*
- 4. Wir haben ein Recht auf Pluralismus im Denken.*
- 5. Wir haben ein Recht auf Widerspruch.*
- 6. Wir haben ein Recht auf Reisefreiheit.*
- 7. Wir haben ein Recht, unsere staatliche Leitung zu überprüfen.*
- 8. Wir haben ein Recht, neu zu denken.*
- 9. Wir haben ein Recht, uns einzumischen.*

*Wir nutzen unsere Tribüne, um unsere Pflichten zu benennen:*

- 1. Wir haben die Pflicht, zu verlangen, daß Lüge und Schönfärberei aus unseren Medien verschwinden.*
- 2. Wir haben die Pflicht, den Dialog zwischen Volk und Partei- und Staatsführung zu erzwingen.*
- 3. Wir haben die Pflicht, von unserem Staatsapparat und von uns zu verlangen, den Dialog gewaltlos zu führen.*
- 4. Wir haben die Pflicht, das Wort Sozialismus so zu definieren, daß dieser Begriff wieder ein annehmbares Lebensideal für unser Volk wird.*
- 5. Wir haben die Pflicht, von unserer Partei- und Staatsführung zu verlangen, das Vertrauen der Bevölkerung wieder herzustellen.*

Diese Resolution wurde jeden Abend nach der Vorstellung von den Protagonisten auf der Bühne verlesen. Und es kamen sogar extra Kollegen von Zuhause dazu, die an diesen Abenden gar keine Vorstellung hatten.

Ab Mitte Oktober tauchten bei den Montagsdemos mehr und mehr Deutschlandfahnen auf und aus dem „Wir sind das Volk“ wurde „Wir sind ein Volk“. Ich weiß genau, dass mir da schon bewusst war, dass das kleine

Land namens DDR keine Zukunft mehr hatte. Für mich, einige meiner Kollegen und immer mehr Menschen auf der Straße jedenfalls war die DDR da schon erledigt.

Am 9. November 1989 probten wir für Wolfgang Engels' Inszenierung von Goethes *Faust. Der Tragödie erster und zweiter Teil*. Das Stück sollte als dreitägiger Theatermarathon im August 1990 auf die Bühne kommen. Mit Wolfgang Engel und Christoph Hohmann in Doppelrollen sowohl als Faust als auch als Mephisto. Ich spielte bei dieser gereimten Ochsentour, angefangen beim Schüler, circa 28 verschiedene Rollen, wobei ich nicht verheimlichen will, dass man im zweiten Teil durchaus einfach auch mal nur ein Baum oder Wasser war. Aber spielen sie erst mal Wasser, meine Damen und Herren und alles dazwischen!

Ich hatte für den Nachmittag um probenfrei gebeten, weil ich am Abend ins Berliner Kino International zur Premiere des Films *Coming Out* eingeladen war. Der erste Spielfilm in der Geschichte der DEFA, dessen zentrales Thema Homosexualität ist. Matthias Freihof, mein Studienkollege und mittlerweile bester Freund, spielte als junger, schwuler Lehrer Philipp Klarmann neben Dirk Kummer und Dagmar Manzel eine der drei Hauptrollen.

Der arme Matthias war von Regisseur Heiner Carow als einer der ersten Schauspieler für diese Rolle gecastet worden. In dem halben Jahr danach ließ der Regisseur gefühl 200 weitere Darsteller für diese Rolle vorsprechen. Matthias lag mir in dieser Zeit ständig mit seinem Wehklagen in den Ohren, wie gern er den Philipp spielen würde, und wie ungerecht es wäre, wenn er diese Rolle nicht bekäme. Irgendwann sagte ich: „Dafür, dass ich mir das schon ein halbes Jahr lang anhören muss, möchte ich, wenn Du die Rolle bekommst, auch mindestens einen Drehtag in dem Film haben.“ Matthias hielt Wort. Wie auch immer er Drehbuchautor Wolfram Witt dazu gebracht hat, am Ende hatte ich tatsächlich eine Szene. Dass ich dabei als Schwarzer in der S-Bahn von fünf Neonazis zusammengeschlagen wurde, war in gewisser Weise auch eine Provokation, denn neofaschistische Tendenzen wurden in der DDR offiziell konsequent geleugnet.

Am frühen Abend also in Berlin angekommen, fuhr ich als erstes in die Lychener Straße, um den Ofen in meiner Einraumwohnung anzuheizen,

damit ich es nach der Filmpremiere ein bisschen kuschelig hatte. Für mich war das Heimkommen jedes Mal ein kleiner Schock, wohnte ich doch in Dresden seit zwei Jahren in einer fengewärmten Neubauwohnung, einem Arbeiterschließfach am Pirnaischen Tor.

Dann traf ich mich vorm Kino International mit meinen Filmkollegen. Wegen des großen Andrangs waren zwei Premierenvorstellungen geplant – eine um 19.30 Uhr, die andere um 22 Uhr. Dass der ZK-Sekretär Günter Schabowski kurz vor 19 Uhr auf einer internationalen Pressekonferenz eher aus Versehen die Reisefreiheit für alle DDR-Bürger verkündet hatte, hatte sich zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht rumgesprochen. Knapp zwei Stunden später allerdings schon. Nach der ersten Vorstellung bin ich mit Gudrun Okras, ein paar anderen Nebenrollen und einem Teil der Filmcrew schon mal Richtung Premierenfeier gewackelt, die in der bekannten Schwulenkneipe Zum Burgfrieden in der Wichertstraße steigen sollte. Als wir an der Schönhauser Allee so gegen halb zehn aus der U-Bahn stiegen, waren die Menschenmassen nicht zu übersehen, die offensichtlich nur ein Ziel kannten: den Grenzübergang Bornholmer Straße. „Die Mauer ist auf! Die Mauer ist auf!“, riefen Leute immer wieder. Hä?

Wir setzten uns im Burgfrieden an den Tresen und ließen die ersten Gläser kreisen. Noch waren die wichtigsten Premierengäste wie Regisseur, Kameramann und Hauptdarsteller im International, um sich in der zweiten Premierenvorführung feiern zu lassen. Als jedoch zum wiederholten Male irgendwelche Typen in die Kneipe gestürzt kamen, um den Fall der Mauer zu verkünden, hielt es einige von uns nicht mehr auf den Barhockern. Mit Gudrun Okras und Christine Harbort im Schlepptau machte ich mich auf den Weg Richtung Grenzübergang. Als wir aber immer öfter im immer dichter werdenden Verkehr steckenblieben, konnte ich meine beiden Kolleginnen überreden, den „Rückzug“ anzutreten. Zum einen, weil ich mir immer sicherer wurde, dass die Mauer nicht nur für diese eine Nacht geöffnet bliebe. Und zum anderen wäre es blöd gewesen, in Westberlin rumzuirren, während man im Burgfrieden unseren Film feiern würde. Als dann Heiner Carow, Dagmar Manzel, Matthias und der Rest der Filmcrew dort endlich eintrafen, knallten die Sektkorken, wurden ein paar launige Reden gehalten, und eine ganze Weile taten wir alle so, als ob uns das, was sich vor der Kneipentür auf den Straßen abspielte, nichts angehen würde.

Als sich Stunden später die Partygesellschaft natürlich Richtung Westen

zerstreute, bin ich mit Matthias doch noch zur Grenze auf der Bösebrücke gelaufen. Wir setzten uns in einen der direkt hinter dem Übergang wartenden Busse, die zu Stadtrundfahrten durch Westberlin einluden. Nachdem zehn Minuten nichts passierte, gewann die Vernunft wieder Oberhand und wir sprangen kurz vor der Abfahrt wieder raus. Ich musste schließlich um 7.10 Uhr im Zug nach Dresden sitzen, und auch Matthias hatte am Vormittag Probe. Auf dem Weg zurück hat uns offensichtlich jemand erkannt und fotografiert. Dieses Foto, auf dem wir ziemlich übernächtigt und bedröppelt in die Kamera schauen, wurde ein paar Tage später für Matthias im Theater abgegeben. Wir wissen bis heute nicht, wer da auf den Auslöser gedrückt hat. Wenig später trafen wir unsere *Coming Out*-Kollegen Cornelia Schirmer und Robert Hummel, und ich überredete die beiden und Matthias, noch zu mir zu gehen. Mit den drei „Aufpassern“ konnte ich sicher sein, meinen Zug nach Dresden nicht zu verpassen. Während wir also noch ein wenig dem Alkohol zusprachen und mit Hilfe meiner kleinen sowjetischen Schwarz-Weiß-Glotze Marke *Junost* der Berichterstattung über den Mauerfall im Westfernsehen folgten, schrieb mir Matthias sehr hübsch betrunken einen Entschuldigungszettel: Der gute Herr Regisseur Engel solle doch Nachsicht üben, dass der überaus talentierte Schauspieler Bliss ein wenig zu spät und ziemlich derangiert zur Probe käme. Aber er hätte doch sicherlich Verständnis angesichts der Vorfälle in der vergangenen Nacht ...

Glücklicherweise stand ich, zwar komplett übermüdet und noch leicht einen sitzen, aber immer noch voller Adrenalin, pünktlich auf der Probebühne im Staatsschauspiel Dresden. Wolfgang Engel, wie immer in Latzhose und seine elenden Duett-Zigaretten rauchend, verlor, obercool sein wollend, natürlich kein Wort über die vergangene Nacht und den Mauerfall und ließ die erste Szene im zweiten Akt von *Faust 2* proben. Ich spielte hier nun Baccalaureus, den ehemaligen Schüler von Faust, der inzwischen ein junger Wissenschaftler ist. Er symbolisiert die neue Zeit, die die alten Denkmuster und Traditionen über Bord wirft. Ich legte los, merkte aber schnell, dass mein Kreislauf mächtig vibrierte:

*Tor und Türe find' ich offen!  
Nun, da lässt sich endlich hoffen,  
Daß nicht, wie bisher, im Moder*

*Der Lebendige wie ein Toter  
Sich vverkümmere, sich verderbe  
Und am Leben selber sterbe.  
Diese Mauern, diese Wände  
Neigen, senken sich zum Ende,  
Und wenn wir nicht bald entweichen,  
Wird uns Fall und Sturz erreichen.*

Ich kam bis zu dieser Stelle, dann brach ich mehr oder weniger mental zusammen. Diese Zeilen vom alten Goethe passten zur allgemeinen Situation, wie die Faust (sic!) aufs Auge. Unglaublich. So richtig zu mir kam ich erst wieder im sogenannten Frauenruheraum, in den mich Engels damaliger Regieassistent Tobias Wellemeyer verfrachtet hatte.

In den nächsten Tagen und Wochen ging das Theater weiter – im wahrsten Sinne des Wortes. Die Grenzen blieben offen, die Verlockungen des Westens sickerten nach und nach in den Alltag der Menschen. Kaum hatten sie sich des Alltagsgraus des real existierenden Sozialismus entledigt, begannen sie schon wieder, sich zu uniformieren. Plötzlich trugen alle Ossis Schnee-Jeans und Patchwork-Lederjacken. Und die Dresdner kamen weiter ins Theater. Wie zu einem Lagerfeuer, an dem man sich gemeinsam wärmt. Und während das ganze Staatsschauspiel auf die große *Faust*-Premiere am 28., 29. und 30. August 1990 hinfieberte – und der Rest der Republik auf den 3. Oktober, den Tag der Wiedervereinigung – erfreute ich mich ganz nebenbei daran, endlich Hosen kaufen zu können, die mir passten. Die obenrum nicht zu weit und untenrum lang genug waren.

Mehr als zwanzig Jahre später, im Sommer 2013, wurde ich noch einmal an das Schlimmste erinnert, was die DDR in den gut vierzig Jahren ihres Bestehens hervorgebracht hatte: die Unterwanderung der Gesellschaft durch hunderttausende offizielle und inoffizielle Mitarbeiter der Staatssicherheit. Von denen – wie hätte es anders sein können – auch etliche an den Theatern des Landes Kollegen und Freunde bespitzelt hatten. Am Dresdner Staatsschauspiel wurde 1992 drei Kollegen fristlos gekündigt, nachdem sie in der Opferakte von Opernsänger und TV-Moderator Gunther Emmerlich als Spitzel aufgetaucht waren. Einer von ihnen hatte 2013 eine Gastrolle in einer

Folge von der *Der Alte*. Ich nenne seinen Namen hier absichtlich nicht, aber er gehörte seit Mitte der 1980er-Jahre zu den meistbeschäftigteten Darstellern am Staatsschauspiel. Er war sich als bekennender Heterosexueller nicht zu schade, sogar ein intimes Verhältnis mit Regisseur Wolfgang Engel einzugehen, um auch dessen ganz privates Umfeld ausspionieren zu können. Dies alles wusste ich. Aber ich wusste auch, dass der Kollege sehr offensiv versucht hatte, seine Vergangenheit aufzuarbeiten und auf die Menschen zuzugehen, denen er einst hinterherspitzelte. Natürlich kam er am ersten Drehtag sofort auf mich zu. Aber ich konnte nicht anders, als ihn zurückzuweisen. Ich sagte ihm, dass ich nicht mit ihm reden möchte. Wir sollten professionell unsere gemeinsamen Szenen drehen und uns ansonsten aus dem Weg gehen. Er akzeptierte. Blieb ihm allerdings auch nichts weiter übrig.

Ich habe lange darüber nachgedacht, warum ich so negativ auf den Kollegen reagiert habe. Vielleicht lag es daran, dass er genau wie ich wusste, dass jeder, der von der Staatssicherheit angesprochen worden war, die Wahl hatte, Ja oder Nein zu sagen. So wie ich Nein gesagt hatte.

# Schaunmermal

Da kam also die Wende und ich dachte, nun, da sich alles um mich herum verändert, muss ich auch auf zu anderen Ufern. Gedacht, getan. Ich kündigte und stürzte mich ins berufliche Nichts. Ich spielte als Gast am Ei im Friedrichstadtpalast, später ebenda, als das Ding Nachtrevue war, sang, tanzte und spielte ich mich äußerst gern auch durch die Untiefen ultraleichter Unterhaltung. Nach all den Jahren Brecht, Shakespeare und Heiner Müller war das durchaus befreiend. Es machte Spaß und ich verdiente gutes Geld mit Trallala. Ich sang mit der unverwüstlichen Dagmar Frederic im Duett, spielte in der Komödie am Kurfürstendamm mit der zauberhaften Ursela Monn, drehte ein bisschen beim *Fahnder* für die ARD und anderen prächtigen Stilblüten der Unterhaltung, wie *Inseln unter dem Wind* und *Go Trabi Go 2*.

Nach ungefähr zwei Jahren bekam ich ein Angebot meiner alten Wirkungsstätte, dem Staatsschauspiel Dresden, für die Hauptrolle in Bernard-Marie Koltès' Stück *Der Kampf des Negers und der Hunde*, von Tobias Wellemeyer inszeniert, der früher Regieassistent bei Wolfgang Engel war. Es wurde eine wirklich gute Inszenierung dieses bösen Theaterstücks. Ich habe keine Ahnung, wie das Stück heute hieße, brächte man es noch mal auf die Bühne, aber ich hätte wieder Bock drauf. Wellemeyer hat mich dann auch für seine nächste Inszenierung, *Die Unbeständigkeit des Herzens* von Marivaux, engagiert, und so stand ich nebenher doch noch knapp vier Jahre als Guest in Dresden auf der Bühne.

Ich wusste nicht genau, wohin mit mir. Das war aber nicht schlimm. Ich genoss die Verunsicherung. Anfragen überschnitten sich.

1992 ereilte mich der Ruf von Regielegende Peter Stein zu den Festspielen nach Salzburg, wo er seit dem Vorjahr Schauspieldirektor war. Peter Stein!

Ich fühlte mich geschmeichelt, spielte dem großen Meister vor und wurde engagiert. Stein inszenierte *Julius Caesar* mit den „30 besten deutschsprachigen Schauspielern in einem Ensemble vereint“, wie es in der Presse hieß. Mit Pindarius, dem Sklaven von Cassius, wurde mir eine schöne, nicht ganz unwichtige Rolle übertragen und ich ging für drei Monate nach Salzburg.

Allerdings ging mir diese Puppenstubenstadt ziemlich schnell auf den Zeiger. Es war sehr heiß, und wir erstickten bald unter der Glocke, die sich im Sommer im Tal über der Stadt bildete. Ich trank den einen oder anderen Obstler zu viel, wofür ich natürlich Peter Stein nicht persönlich verantwortlich machte, oder doch: Ich hatte viel Zeit, bei den Proben zuzuschauen. Nach den ersten beiden Tagen war ich komplett ernüchtert. Stein kochte auch nur mit Wasser. Die Inszenierung fand mit viel Getöse und mindestens 200 Statisten in der Felsenreitschule auf einer riesigen 700 Quadratmeter großen Bühne statt. Es war ein bisschen wie Oper ohne Musik. Wir stolzierten in unseren handgefertigten Lederbrustpanzern durchs Ambiente und tönten absolut nicht klischeefrei unsere Texte vor uns hin, wie man es aus den alten Hollywood-Antikeschinken kennt. Es hätte mich nicht gewundert, wäre mir plötzlich Elizabeth Taylor als Cleopatra entgegengetreten und hätte irgendwas wie „Tötet ihn, den rachetrunknen Schurken!“ gerufen. Ich langweilte mich höllisch bei der ganzen Chose.

Ich muss im Zusammenhang mit Steins Inszenierung immer an Wolfgang Engels Inszenierung von *Warten auf Godot* am Staatsschauspiel in Dresden denken. Siebenmal habe ich diese Inszenierung gesehen, siebenmal habe ich dabei Kollegen zugeschaut, die ich von der Arbeit oder vom Saufen her kannte, und siebenmal musste ich heulen. So sehr konnte ich jedes Mal in das Stück versinken. Das ist mir bei Peter Stein nie passiert. Weder bei *Julius Caesar* noch bei späteren Inszenierungen von ihm. Klar, ich konnte dem großartigen Udo Samel oder Otto Sander bei der Arbeit zuschauen, aber gekriegt haben sie mich nie wirklich, weil aus meiner Sicht die Technik, die sicher hervorragende, überwog und mir meist die Seele gefehlt hat. Ich stehe total auf Unsicherheiten und kleine Patzer. Man ist ja kein Schauspielroboter.

Aber Steins Inszenierung gefiel und wurde eine heftig umjubelte Premiere. Ich glaube, bei den Kartenpreisen in Salzburg bejubeln die Leute alles. Es wäre einfach zu teuer, die Inszenierung blöd zu finden.

Arnold Schwarzenegger hatte für eine unserer Vorstellungen die ersten beiden Reihen in der riesigen Felsenreitschule aufgekauft, weil seine Mutter ihren 70. Geburtstag feierte. Schätze mal, das kostete zu der Zeit mindestens sieben meiner durchschnittlichen Jahresgehälter. An diesem Tag wollten wir uns alle „Gruß dem Terminator“ auf die Lederwamse ritzen und machten vor der Vorstellung in der Garderobe Liegestütze, um uns aufzupumpen. Ich machte zwei und ging erst mal eine rauchen. Ich brauchte meine Kraft noch, um später meinen lieben Kollegen Hans-Michael Rehberg auf der Bühne zu erstechen und danach flüchtend drei Stockwerke im Bühnenbild hochzuklettern und davonzuspuren.

Hans-Michael machte, für das Publikum nicht sichtbar, immer irgendeinen Quatsch beim Sterben, um mich zum Lachen zu bringen. Mein Zwerchfell war jedesmal bis zum Zerreißen gespannt, wenn er sterbend, sich an mich klammernd, furchtbar pathetisch seinen Text hauchte, mich auf grausame Weise anschielte, vorm letzten Atemzug noch irgendetwas Unverständliches gurgelte und mir ab und zu beim Herniedersinken beherzt in die Eier griff. Zum Glück durfte ich danach textfrei von der Bühne fliehen, wissend, dass da jetzt ein mausetoter Cassius verjuxt in sich hineinkichert.

Eine dieser Vorstellungen besuchte auch An Dorthe Braker, die „Königin des Castings in Deutschland“, die durch mein Salzburg-Engagement auf mich aufmerksam geworden ist. Wenn man als Schauspieler bei den Festspielen engagiert ist, findet das oft auch in der überregionalen Presse Beachtung. Anders kann ich es nicht erklären, warum sie Kontakt zu mir aufnahm. Sie wollte mich gerne für den neuen Kinofilm von Doris Dörrie vorschlagen, der in München gedreht werden sollte. Nach der Vorstellung trafen wir uns dann noch in einer Salzburger Bar, quatschten ein bisschen, tranken ein paar Obstler und die Grand Dame des Castings rauchte, nach dieser hehren Vier-Stunden-Vorstellung durchaus verständlich, ein Tütchen. Ich vergaß das Ganze wieder, bis ich tatsächlich die Einladung nach München zum Casting für die Rolle erhielt. Zu dem Zeitpunkt dachte ich immer noch, dass es da um zwei, drei Drehtage ginge.

Ich flog nach München und lernte in einem kleinen Probenraum Doris Dörrie und Maria Schrader kennen, die die weibliche Hauptrolle in *Keiner liebt mich* spielen sollte. Und ich die männliche. Plötzlich wurde mir bewusst, was das Ganze für mich bedeuten könnte und ich wurde innerlich

zur Maus, zum Nacktmull, zum Grottenolm. Bis dahin kannte ich dieses Gefühl eigentlich nicht, möglicherweise gleich peinlich zu versagen und mich lächerlich zu machen. Aber bevor sich die Panik in mir noch weiter ausbreiten können – manche Kollegen besaufen sich übrigens oft am Vortag, weil man angeblich mit Hangover beim Casting entspannter ist – beschloss Doris, auf den Text zu verzichten und uns einfach nur mit Zahlen herumimprovisieren zu lassen. Sie drehte zu der Zeit einen Spot für die Post, in dem die neuen, fünfstelligen Postleitzahlen uns Volk schmackhaft gemacht werden sollten. Wir, ihre potentiellen Hauptdarsteller, waren also zunächst einmal ganz reale Versuchskaninchen. Sie gab uns nur eine fiktive Situation vor und wir warfen uns daraufhin emotional aufgeladene, fünfstellige Zahlen an den Kopf. Es funktionierte wirklich gut mit Maria Schrader und mir. Eine Stunde später stand ich wieder auf der Straße.

Die Entscheidung, ob ich die Rolle bekommen würde, fiel noch nicht an diesem Tag und ich denke, Doris hat noch einige andere Schauspieler gecastet. Mir ist aber noch die Millisekunde in Erinnerung, in der ich sicher war, die Rolle zu haben: Nachdem wir uns draußen verabschiedet hatten und in unterschiedliche Richtungen davongingen, drehten Doris und ich uns zeitgleich noch mal zueinander um. Ein kurzer, zehntelsekündiger Augenblick. Einige Wochen später lag der Vertrag im Briefkasten.

Kurze Zeit später wollte mich Doris treffen, um mit mir über die Rolle in *Keiner liebt mich* zu sprechen. Logisch, dass ich mich so vorbereitet hatte, wie ich es mal gelernt hatte: Gib der Rolle Fleisch über das hinaus, was im Drehbuch steht. Mach dir klar, woher sie kommt, was sie antreibt. Das alles lag in meinem Kopf parat. Doris und ich trafen uns also und verstanden uns auf Anhieb. Dabei unterhielten wir uns eher über private Dinge, als über die Rolle. Dachte ich jedenfalls. Denn als ich die vorläufige Endfassung des Drehbuchs zugeschickt bekam, war mein Orfeo plötzlich – wie ich – gelernter Koch, hatte er – wie ich – irgendwann mal in Prenzlauer Berg gewohnt und war – wie ich – auch in Ostberlin geboren worden. Ich rief Doris belustigt an und bat sie, nicht mein komplettes reales Leben über meine Rolle zu stülpen. Schließlich wollte ich den Orfeo spielen und nicht den Pierre. Sie aber meinte, dass sie den Orfeo gern genau so hätte. Was willste machen? Was willste eigentlich auch mehr?!

Nun gab es die Schwierigkeit, aus dem Folgevertrag bei den Salzburger Festspielen herauszukommen. Ich hatte eine Option für das nächste Jahr unterschrieben, die Dreharbeiten für *Keiner liebt mich* sollten just in diesem Zeitraum der erneuten Salzburger Vorstellungsserie stattfinden, an der auch noch ein Gastspiel in Edinburgh dranhang. Ich bat Peter Stein, mich umzubesetzen und aus dem Vertrag zu entlassen, und bot ihm auch gleich eine Alternative, meinen Kollegen Lusako Karonga, an.

Damit hatte ich nun aber voll in den Kies gepupt, wie der Berliner liebevoll zu sagen pflegt. Ich schätze anhand von Herrn Steins Reaktion, dass ich der erste und einzige Schauspieler war, der jemals bei ihm wieder aus einem Vertrag heraus wollte. Ich bekam einen Brief von ihm, den ich mal fluffig mit Hundert Zeilen Hass umschreiben würde, dass er mich zwar ziehen lässt, allerdings keinerlei Verständnis habe, wie man für eine schnöde Kinorolle bei der Dörrie einfach das Theater und ihn im Stich lassen könne. Und er versprach mir, dass ich auf deutschem Boden keinen Fuß mehr auf irgendein Bühnenbrett kriegen würde. Ich war unverziehlich einer Diva auf die Schlepppe getreten.

Natürlich nahm ich das alles nicht ernst. Ein bisschen Theaterdonner gehört in unserem Job dazu. Und wahrscheinlich hätte ich an seiner Stelle genauso reagiert.

Ich erklärte meinem schwarzen Kollegen Lusako Karonga bei mir zu Hause alles, was er zur Rollenfindung des Pindarus brauchte, inklusive Auf- und Abgänge der monströs großen Salzburger Felsenreitschule, was ich in meiner damaligen, winzigen Wohnung allerdings nur bedingt andeuten konnte. Er spielte Diva Stein vor und wurde engagiert. Geht doch.

Und dann verschoben sich krankheitsbedingt die Dreharbeiten von *Keiner liebt mich* auf unbestimmte Zeit und ich stand auf der Straße. Plötzlich war ich komplett aus dem Spiel. Kein Theater, kein Film. Peter Stein hatte mich verflucht, andere Angebote hatte ich frohen Herzens für diesen Zeitraum abgesagt. Glücklicherweise ersetzte mir die Produktionsfirma Cobra-Film mein in Salzburg nicht verdientes Honorar. Das war wirklich ungewöhnlich kulant, großzügig und rettete mir erst mal den Arsch.

Ein Jahr später stand ich dann für *Keiner liebt mich* in Köln vor der Kamera. Die Dreharbeiten mit Doris waren herrlich. Wir hatten fast drei Monate Zeit für den Film. So was ist heute unvorstellbar. Eigentlich waren für mich diverse Heimflüge vertraglich festgelegt, aber ich fühlte mich so wohl im Team und in Köln, dass ich nur einen davon nutzte, um Klamotten zu wechseln und den Briefkasten zu leeren.

Ich wohnte in einem riesigen Hotelzimmer im Holiday Inn und wurde von allen richtig nett behandelt. So was macht mich bis heute eigentlich immer ein bisschen misstrauisch, weil ich denke, irgendwo hängt noch ein großer Hammer, der bei der nächsten Gelegenheit auf dich niedersaust. Aber Doris hat wirklich ein Händchen dafür, am Filmset relativ entspannte Menschen zu versammeln, die ihrerseits an harmonischen Tagesabläufen und Umgangsformen interessiert sind. Das ist ja nicht unbedingt üblich bei Filmproduktionen. Schweiger ist nicht immer Gold.

Maria und ich wurden bereits 14 Tage vor Drehbeginn eingeflogen, um locker unsere Szenen durchzuprobieren. Das war großartig, gab es einem beim tatsächlichen Drehbeginn doch eine gewisse Sicherheit, was die Figurenfindung anging. Es gab auch noch einen Choreografen, der mir ein paar Tanzschritte beibrachte, da ich in einer Szene auf einem Kölner Hochhaus nach Trommelrhythmen auf dem Dach herumtanze und das eben nicht einfach so im Blut habe. Und, entgegen aller Klischees, auch das Trommeln nicht. Doris hatte sich vorgestellt, dass meine Rolle, Orfeo, im Film auch trommelnd in seiner Wohnung sitzt und die Nachbarn nervt. Ich besuchte daher im Vorfeld in Berlin extra einen Trommelkurs. Nach dem dritten Termin brach ich allerdings entmutigt ab. Ich hätte bei Drehbeginn wahrscheinlich so gut trommeln können wie Whitney Houston und Mariah Carey tanzen. Schlichtweg schlecht. Doris nahm's mit Humor und aus meiner Filmwohnung wurden die Trommeln aus der Deko genommen und durch einen Ghettoblaster mit Trommelkassette ersetzt. Dinn dada dinn doudou.

An meinem ersten Drehtag – es war eine schöne kleine Szene mit Maria Schrader in Orfeos Wohnung – war ich plötzlich völlig verklemmt und zu. Ich wusste auch, woran es lag, konnte aber nichts dagegen tun. Natürlich war ich bestens vorbereitet, aber ich hatte am Abend davor erfahren, dass die Kameraoperateurin Anette Haellmigk kurz zuvor die Dreharbeiten zum *Geisterhaus* abgeschlossen hatte. Kameraoperateure, auch Schwenker

genannt, bewegen die Kamera nach den Vorgaben des Kameramannes oder des Regisseurs. Der Kameramann kann sich so auf andere Dinge konzentrieren, wie zum Beispiel auf Lichtsetzung, Rhythmus oder auf Spezialeffekte. Mir wurde plötzlich bewusst, dass Anette vor kurzer Zeit noch Meryl Streep, Glenn Close, Winona Ryder und Jeremy Irons vor der Kamera hatte. Der Gedanke ließ mich innerlich zur nervös kichernden Eintagsfliege werden, die in ihren letzten Minuten einfach nur noch ihre Ruhe haben will. Ich kam mir klein und popelig vor und dachte immer, die Frau Operateurin gähnt bestimmt unauffällig, wenn sie mich spielen sieht.

Ich hab es ihr dann gesagt. Sie hat sehr gelacht, mir erklärt, dass „die auch nur mit Wasser kochen und zum Teil zwanzig Anläufe brauchen, bis es so ist, wie es sein soll“ und mir – therapeutisch sehr wertvoll – während der restlichen Dreharbeiten versichert, dass ich ein ganz toller Schauspieler und ein cooler Hund sei. Das war nett, und ich habe ihr nach Ende der Dreharbeiten alle selbst zusammengestellten Mixtapes geschenkt, die ich für meinen Walkman mithatte. So was war damals kurz vor einem Heiratsantrag.

Die Filmpremiere von *Keiner liebt mich* war ein umjubelter Triumph. Das Publikum klatschte ohne Ende, und das ging runter wie Öl. Allerdings wurde mir gleich danach auf der Premierenfeier flüssiger Beton nachgeschüttet. Einige der deutschen Journalisten sprachen mich auf Englisch an. Da hatten sie mir nun knapp zwei Stunden auf der Leinwand zugeschaut und dachten trotzdem, ich wäre synchronisiert worden, weil anscheinend ein perfekt deutschsprechender Schwarzer in ihrem Hirn nicht vorgesehen war. Ich habe mich dann mörderisch betrunken.

Ich drehte zu dieser Zeit noch einige andere Sachen fürs Öffentlich-Rechtliche, wie *Inseln unter dem Wind* oder *Der Fahnder*. Bei *Inseln unter dem Wind* wurde extra der Satz „Ich habe in Deutschland Germanistik studiert.“ in meinen Text eingefügt, da die zuständige Redaktion argumentierte, man müsse dem Publikum doch erklären, warum einer, der aussieht wie ich, so gut Deutsch spricht. Das fand ich nicht unbedingt, da von den Tausenden Menschen, die mir bis dato im Leben schon begegnet waren, höchstens zwei die Frage gestellt hatten. Aber vielleicht waren die ja Fernsehredakteure.

# Kein Gejammer

Seit der Wende spielte meine Hautfarbe plötzlich eine viel größere Rolle. Auf einmal wurde ich nur noch über meine Hautfarbe definiert. Als wäre Schwarzsein ein Charakterzug. Vorher bin ich meiner Fähigkeiten wegen für Rollen besetzt worden, aber nicht wegen der paar Pigmente mehr. Vorher hatte ich im Prinzip 28 Jahre Ruhe vor Rassismus.

Das allgemeine Klima hatte sich nach dem Mauerfall schlagartig verändert. Als ich in Dresden in *Der Kampf des Negers und der Hunde* spielte, hingen in der Stadt auch viele Plakate von mir. Und plötzlich waren auf diesen Plakaten Hakenkreuze gepinselt, mir waren die Augen ausgestochen worden. Das ist nicht unbedingt schön, wenn man morgens ins Theater zur Probe geht und unterwegs sein Gesicht mehrfach entstellt sieht.

Zu der Zeit wurde auch ein Schwarzer aus einer fahrenden, vollbesetzten Straßenbahn gestoßen und kam dadurch zu Tode. Keiner hatte ihm geholfen. Ich habe keine Ahnung, woher dieser Hass und vor allem diese strunzumme Blödheit bei vielen auf einmal kam. Wenn einige den heutigen Fremdenhass damit erklären, dass in den Jahren seit der Wende einiges schiefgelaufen sein muss, kann ich nur dagegenhalten, dass mir diese Sachen gleich nach dem Mauerfall und der Wiedervereinigung passierten. Das lag vor allem aber auch daran, dass diese ganze Neonazischeiße aus dem Westen zu uns rüberschwappete. Das vergessen heute viele. Fuzzis, wie der stockschwule Obernazi Michael Kühnen, der bereits 1991 an AIDS starb, fielen wie die Raubritter in Ostdeutschland ein und rekrutierten aus der verunsicherten Masse alles Volk, was sich anbot. Der Gorilla hat gern den führenden Silberrücken, an dessen Kacke er wohlig schnuppert. Natürlich.

Es gab damals, mich betreffend, eine Schlagzeile in der Regionalzeitung, die besagte, dass der Rassismus mich aus Dresden vertrieben hätte. Das stimmt so nicht, ich hatte zu dieser Zeit schon gekündigt und nur

Gastverträge. Aber eines Tages während der Probenzeit zu *Der Kampf des Negers und der Hunde* traute ich mich tatsächlich nicht aus dem Hotel, weil in der Stadt gerade ein Fußballspiel stattgefunden hatte und der ganze Platz vor dem Hotel von Skinheads und Hooligans, von marodierenden Horden mit Baseballschlägern, die ich so vorher noch nicht gesehen hatte, bevölkert war. Ich stand mit Gurkengesichtsmaske am Fenster meines Hotelzimmers, hörte Marianne Rosenberg und rekapitulierte dabei meinen Text. Das geht. Ich rief meinen Regisseur Tobias Wellemeyer an und bat ihn, mich zur Probe abzuholen, wenn er wollte, dass ich die Rolle lebend spiele. Davon erzählte ich einer Journalistin, und so kam diese Schlagzeile zustande.

Das hatte dann wiederum zur Folge, dass in dem Hotel Gewandhaus, in dem ich wohnte, die Telefone nicht mehr stillstanden, weil ständig ganz liebe Dresdner anriefen, die sich für diese blöden Leute in der Stadt entschuldigen wollten. Das war wirklich rührend. Beängstigend blieb dennoch, auf der Bühne zwar beklauscht zu werden, aber danach aufpassen zu müssen, dass man nicht zu Tode kommt, nachdem man das Schauspielhaus durch den Bühneneingang verlassen hat, um nach Hause zu gehen. Verrückt.

Bis zur Wende hat das alles kaum oder gar keine Rolle für mich gespielt. Ich habe wirklich gedacht, jetzt fällt die Mauer, jetzt steht mir wirklich alles offen, jetzt kann ich alles spielen, jetzt erreicht mich bestimmt eine Menge Angebote. So viele von meiner Sorte gibt es ja nicht in Deutschland. Also nicht, weil ich ein Schwarzer bin, sondern weil ich vielleicht ein interessanter Mensch bin, und weil ich meine Hautfarbe, mein Schwulsein, mein Ossisein, mein Anderssein mitbringe. Eben nicht Mainstream. Als Schauspieler hatte ich eine fundierte Ausbildung hinter mir, ich hatte schon eine Menge Erfahrungen an großen Häusern gesammelt, ich konnte was, ich hatte Lust, ich besaß jede Menge Leidenschaft, Rollen zu füllen. So habe ich gedacht. Aber das wurde dann immer mehr eingedampft. Bis hier und jetzt und heute: Ich mache das jetzt inklusive Studium seit über 45 Jahren, und es bewegt sich nichts mehr, es wird nichts besser.

Nach dem Mauerfall wurde ich, was die Arbeit angeht, beziehungsweise was die Macher in Theater und Fernsehen und Film betrifft, immer öfter über die Hautfarbe definiert. Nicht im Alltag, bei den Menschen, die mich täglich umgaben, aber beim Spielen, und das war für mich absolut neu.

Ich saß im Kino oder vor dem Fernseher und schluckte, weil ich da auch gerne mitgespielt hätte. Meine Agentin ahnte, dass es nun wesentlich schwieriger für mich werden würde. Irgendwann bekam ich auch die ersten, schwarz notierten TV- und Kinorollen angeboten. Zum Beispiel für *Go Trabbi Go 2*. Den Film erwähnte ich lange nicht mal in meiner Vita, weil er so fürchterlich grottig war. Meine Rolle hieß „Bongo“ (!) und ich sächselte irgendwelchen Mist daher.

Ging es im Film um Rassismus wurde ich gebraucht, weil meine Haut gebraucht wurde, es gab schließlich Szenen mit Skinheads. Ich wurde besetzt in *Der Fahnder* in einer Folge, in der es natürlich um Skinheads ging. Während nun beim Film und im Fernsehen anscheinend nur noch meine Hautfarbe zählte, wenn Schwarzsein zum Thema beziehungsweise Problem wurde, spielte das meist am Theater überhaupt keine Rolle. Ich nehme aber nicht das ganze Land in Haftung, sondern die Macher, die Fernseh- und die Filmemacher, inklusive kleingeistiger Redakteure. Wenn ein Regisseur, der an der Schauspielschule ein Studienjahr über mir studiert hat, einen Film über die Nationale Volksarmee der DDR macht, und ich ihn hinterher anspreche: „Mensch, hättest mich doch auch mal fragen können“, und er antwortet: „Warst du denn in der Armee?“ Und ich sage: „Wie kann mich denn ein Ossi fragen, ob ich in der Armee war? Natürlich war ich in der Armee, ich bin nur schwarz, nicht behindert.“ Hätte er mich in NVA besetzt, dann wüsste jetzt auch jeder, dass es in der NVA natürlich auch Schwarze gegeben hat.

Ich wollte mich weiter also aufs Theater konzentrieren, hatte aber keine Lust mehr auf das starre Korsett eines festen Ensembles. Im August 1990 hatte ich beim Staatsschauspiel gekündigt, so dass ich Dresden zügig Lebewohl sagen konnte.

**Honorar-Ausgabe-Beleg**

3054001015

Sachkto.: 42701/2-9 Beleg-Nr. ....

Die Kasse des Staatsschauspiels Dresden wird angewiesen

2.000,00 DM

in Buchstaben: Zweitausend D-Mark-----

an ~~XX~~ Herrn Pierre Bliss, (Sancoussi-Bliss), Stubbenkammerstr. 8, 0-1058 Berlin

zu zahlen und wie oben zu buchen.

"Neger": 4 Vorst. a 500,00DM am 5., 21., 25.06. u. 07.07.1991

Betr.:

Honorar	Fahrgeld	Gesamt	20% Steuer	Auszahlung
2.000,00			--	2.000,00

Sachlich richtig

Rechnerisch richtig

26.06.1991  
Staatsschauspiel Dresden  
zur Zahlung angewiesenBetrug erhalten:  
Berliner Sparkasse  
Konto: BLZ 120 500 00

bar

III 9 123 Lt 680 45

Im Frühjahr 1989 zog ich aus der Lychener Straße für acht Jahre in die nahe gelegene Stubbenkammerstraße, bevor es mich dann nach Berlin-Mitte verschlug.

Dennoch bin ich im Jahr darauf für die Hauptrolle in Koltès' *Kampf des Negers und der Hunde* noch einmal zurückgegangen. Für mich war es eine Herausforderung, weil ich zum ersten Mal auch am Theater wegen meiner Hautfarbe besetzt worden war. Soll man da „anders“ spielen? Was denn überhaupt? Wie spielt man ein Klischee, das ich und andere von einem Afrikaner im Kopf haben? Irgendwann habe ich herzlich über mich gelacht und den ganzen bedenklichen Mist einfach über Bord geworfen. So ein Schwachsinn! Was soll da anders sein? Herje, Bliss, bist du blöd. War dann ein schöner Erfolg.

Ich spielte den jungen Westafrikaner Alboury, dessen Bruder auf der Baustelle einer französischen Firma von einem weißen Ingenieur ermordet wurde. Alboury fordert von Horn, dem Leiter der Baustelle, die Herausgabe

der Leiche, um seinen Bruder den Traditionen gemäß bestatten zu können. Doch Horn, der den wahren Täter deckt, möchte jeden Ärger vermeiden und mit seiner Freundin Léone möglichst geräuschlos Afrika verlassen. Ausgerechnet Léone macht ihm einen Strich durch die Rechnung, denn sie verliebt sich in Alboury, in dem sie etwas sieht, was ihr in ihrem bisherigen Leben gefehlt hat. Ein Trugschluss, wie sich bald herausstellt.

Dies war eine Rolle ganz nach meinem Geschmack, denn als Schauspieler konnte ich angesichts von Verrat und Lügen, der erotisch aufgeheizten Stimmung und der lüsternen Gewalt meinem Affen so richtig Zucker geben.

Das traf im Übrigen auch auf meine vorerst letzte Rolle in Dresden zu. 1992 stand ich in der Wellemeyer-Inszenierung der Komödie *Die Unbeständigkeit des Herzens* wieder im Kleinen Haus des Staatsschauspiels auf der Bühne. In dem 300 Jahre alten Stück des französischen Rokoko-Dichters Pierre Carlet de Marivaux war ich als Prinz auf Brautschau zu sehen, der sich unglücklicherweise in eine leider schon vergebene Dorfschönheit verliebt und dadurch jede Menge Irrungen und Wirrungen an seinem Hof auslöst. So wenig ich als Schwarzer in die Zeit der Entstehung dieser Liebesfarce passte, so wenig ließ sich Tobias Wellemeyer offensichtlich von meiner Hautfarbe „stören“, so dass ich dieses Engagement auch als sehr schönen Kontrapunkt zu meiner Besetzung im Koltès-Stück empfunden habe.

Und dann kam Salzburg, und dann kam *Keiner liebt mich*. Das Finale von *Keiner liebt mich* inspirierte mich wiederum zu meinem ersten eigenen Film. Wer den Dörrie-Streifen nicht gesehen hat: Hobby-Voodoo-Priester Orfeo, von HIV gezeichnet, bittet gegen Ende des Films seine Freundin Fanny, ihn alleine im Sarg liegend in ihrer Wohnung in einer der obersten Etagen eines Kölner Plattenbaus zu lassen. Plötzlich erhebt sich so etwas wie lautes Hubschraubergeknatter. Als Fanny zurück in die Wohnung kommt, ist Orfeo verschwunden. Natürlich habe ich Doris gefragt, was mit Orfeo passiert. Aber entweder wollte oder konnte sie es mir nicht verraten. Sie zuckte nur mit den Schultern und lächelte ein wenig sphinxhaft.

Fakt ist: Ich hatte so viel Fleisch vom Orfeo übrig, dass ich innerhalb von nur 14 Tagen mein Drehbuch für *Zurück auf Los!* geschrieben habe. Meine Hauptfigur sollte Sam heißen, auch weil dieser Name damals für einen Schwarzen eine relativ negative Bedeutung hatte. Wenn zum Beispiel gesagt

wurde, dass sich jemand zum Sam gemacht hat, dann war damit oft gemeint, dass sich die beschimpfte Person wie ein unterwürfiger Butler, der zumeist natürlich schwarz war, verhalten hat. Aber ich schweife ab. Also: So geheimnisvoll Orfeo in *Keiner liebt mich* gen Himmel verschwindet, so plötzlich und unerwartet scheint meine Hauptfigur Sam aus eben jenem in meinem Film aufzutauchen. Die Kamera zeigt den Himmel, dann gibt's plötzlich das Geräusch eines heftig bremsenden Autos, das in dem Fall ein Leichenwagen ist. Vor dem Wagen liege ich, als bewusstloser Sam angefahren auf der Straße.

Für diesen Anfang hatte ich den Beginn des Science-Fiction-Thrillers *Terminator* vor Augen, in dem Arnold Schwarzenegger als böse Kampfmaschine aus der Zukunft auch plötzlich aus dem Nichts in der Gegenwart auftaucht. Sein Körperbau ist hier allerdings mal eine zu vernachlässigende Größe.

Im Film selbst habe ich viele Storys aus dem Leben meiner Freunde verbraten. Zum Beispiel von meiner Freundin Simone Thomalla. Sie ist einer von den Menschen, die ich manchmal ein halbes Jahr nicht sehe, und wenn wir uns treffen oder miteinander telefonieren, dann fangen unsere Gespräche gefühlt genau da an, wo wir sie beim letzten Mal beendet hatten. Die Szene, die ich aus Simones Leben geklaut habe, geht folgendermaßen: Sam wacht eines frühen Morgens auf und neben ihm liegt sein One-Night-Stand und nebenbei der schönste Mann, in Form des Schauspielers Dieter Bach, der bis dahin jemals in sein Bett gefunden hat. Sam geht ins Bad und nach einem Blick in den Spiegel weiß er, was zu tun ist. Zähneputzen, Aspirin trinken, Rasieren. Kalt wässern. Parfümieren. Kurz darauf legt er sich als frisch zurechtgemachter Leckerbissen wieder ins Bett und harrt, sich schlafend stellend, der Dinge, die da kommen. Simone hatte mir da mal erzählt, dass sie das bei einem Lover so gemacht hat. Ich fand das großartig und habe diese und andere Geschichten sofort in meinem Drehbuch verarbeitet. Zum Beispiel auch die, dass durch den Mauerfall plötzlich HIV und Aids Themen wurden und wie eine Welle bei einem Dammbruch aus dem Westen rüberschwappte, die leider sehr viele meiner Freunde damals mitgerissen hat. Der Film ist allerdings trotzdem wirklich sehr unterhaltsam.

So schnell ich mit dem Drehbuch fertig war, so mühselig gestaltete sich die Suche nach einer Produktionsfirma. Ich weiß gar nicht mehr, wie viele Firmen ich angeschrieben habe und nie eine Antwort bekam. Dann hatte ich eine Eingebung und das Skript beim Kleinen Fernsehspiel des ZDF eingereicht. Das war 1997, als ich gerade bei *Der Alte* angefangen hatte und überall „rumgereicht“ wurde. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, wo mich der erste entscheidende Anruf des ZDF erreicht hat. Ich hatte mir gerade mein erstes Mobiltelefon zugelegt und saß neben der Schriftstellerin Hera Lind in einem Auto, weil wir beide an diesem Tag bei Alfred Biolek in seiner ZDF-Sendung *Alfredissimo* kochen sollten. Christian Cloos, damals Redakteur beim Kleinen Fernsehspiel, hatte mein Buch tatsächlich gelesen und lud mich direkt nach München ein, um darüber zu reden.

Irgendwann merkte ich aber, dass wir die ganze Zeit über zwei unterschiedliche Geschichten sprechen, denn immer wieder kam Cloos darauf zurück, dass ihm ein anderes, positiveres Ende vorschweben würde. Die Version, die er hatte, endete in einem angedeuteten Suizid, meine Version in einer Art Happy End. Tja, im Copy Shop, der 1997 noch das einzige Mittel der Vervielfältigung war, hatte ich übersehen, dass die letzte Seite meines Skriptes nicht mit ausgedruckt worden war und allen, denen ich mein Drehbuch geschickt hatte, fehlte. Als dieses Problemchen geklärt war, tauchte schon das nächste auf.

Ich hatte nämlich vorher schon Doris Dörrie gefragt, ob sie die Regie für meinen Film übernehmen würde. Dass ihr mein Drehbuch sehr gefiel und sie mir zugesagt hatte, wurde mir jetzt beinahe zum Verhängnis, denn beim Kleinen Fernsehspiel sollten neue, unbekannte Leute die Filme machen, kein Establishment. Also musste ich Doris anrufen und ihr sagen, dass man sie beim ZDF für zu etabliert hielt. Sie lachte und hatte volles Verständnis. Da ich sie aber unbedingt bei meinem ersten Film dabeihaben wollte, schrieb ich ihr die Rolle meiner Zahnärztin ins Drehbuch und wir hatten ein hübsches, kleines Szenchen zusammen.

Mit der Entscheidung gegen Doris war mir allerdings auch klar, dass mein Film keine Chance hatte, eventuell auch noch außerhalb des Kleinen Fernsehspiels vorab im Programmkinos gezeigt zu werden, oder ein Blow up finanziert zu bekommen (damals circa 20 000 DM), um den Film von Fernsehformat auf Kinoqualität „aufzublasen“. Redakteur Christian Cloos

schickte mir gefühlt hunderte Videokassetten zu, damit ich mir aus den Jung-Regisseuren irgendwen aussuchen konnte, der zu meinem Film passen würde. Und dann saß ich zu Hause und habe mir im Schnelldurchlauf alles angesehen. Und je mehr ich davon sah, desto mehr wurde mir bewusst, dass ich mich selbst als Regisseur versuchen musste.

Doris Dörrie hätte ich mein „Baby“ und mich anvertraut, aber andere Regisseure, die erst mal versuchen würden, sich selbst zu verwirklichen, wollte ich mir und dem Buch nicht zumuten. Als ich das Christian Cloos am Telefon mitteilte, hörte ich ihn nur kurz schlucken. Zwölf Stunden später rief er zurück. Er hatte vom ZDF grünes Licht bekommen, und so sollte ich demnächst nicht nur Autor und Hauptdarsteller, sondern auch zum ersten Mal Regisseur sein. Als Produzenten standen mir Katrin Löprich und Frank Schlösser von der Berliner öFilmproduktion zur Seite, die unter anderem auch den Kinofilm *Sonnenallee* von Leander Haußmann koproduziert hatte.

Am ersten Drehtag wachte ich gegen 4 Uhr am Morgen auf und hatte Magenschmerzen wie noch nie in meinem Leben. Wahrscheinlich, weil mir erst in diesem Moment bewusst geworden war, dass ich in den kommenden 22 Tagen einen kompletten Film zu drehen hatte, denn unmittelbar danach begannen schon wieder die Dreharbeiten für *Der Alte*. Damals gab es in einem Ärztehaus, einer früheren Poliklinik ganz in der Nähe vom S-Bahnhof Prenzlauer Allee so eine Art Notarztversorgung. Dort stellte man mich im Morgengrauen mit einer krampflösenden Infusion erst einmal soweit ruhig, dass ich wieder nach Hause gehen konnte, um mich an den Gedanken zu gewöhnen, in ein paar Stunden unglaublich viel Verantwortung zu tragen. Glücklicherweise hatte ich vor und hinter der Kamera Menschen an meiner Seite, die voll hinter mir standen. Ich denke da zum Beispiel an den Kameramann Thomas Plenert, seine Frau Gudrun, die für den Schnitt zuständig war und nicht zuletzt an Freunde und Kollegen wie Matthias Freihof, Gerit Kling, Andrea Lüdke oder Annett Gleichmann, mit denen ich in einer Schauspielklasse war, Susanne Böwe, mit der ich in Dresden engagiert war, außerdem Dieter Bach, Pascal von Wroblewsky, Gerits Schwester Anja Kling, Paul Gilling, Frank Schäfer, Mathias Noack und nicht zu vergessen Doris Dörrie, die meine Zahnärztin spielte. Meine Schwester Grit gab ihre Zahnärzthelferin und ich hatte ihr den schönen Text in den Mund gelegt: „Frau Wurzel ist draußen. Soll ich sie reinbitten?“ Der Einzige

allerdings, der mich wirklich genervt hat, war unser Maskenbildner. Ich hatte ihm gesagt, dass ich nicht geschminkt werden möchte. Wir hatten Hochsommer und diese Atmosphäre, diese Hitze in diesem flirrenden Berlin sollte auch im Film sichtbar werden. Ich wollte, dass in meinem Film Schweiß zu sehen ist und alle aussehen, wie man an heißen Tagen eben aussieht, inklusive Achselschweißflecken. Der Maskenbildner fühlte sich seltsamerweise dadurch angegriffen und rannte die ganze Zeit rum, als wäre er schon beleidigt auf die Welt gekommen. Wenn ich rief: „Mehr Schweiß!“, meinte er, da hätte man doch wohl statt ihm besser die Freiwillige Feuerwehr engagieren sollen, die einfach mit dem Wasserschlauch mal draufhält. Er hatte sicher recht.

Gedreht wurden damals solche Miniproduktionen oft auf Filmresten, die bei anderen Filmproduktionen übriggeblieben waren. Als das ZDF zwischendurch wissen wollte, was wir da so treiben, hatte Editorin Gudrun aus dem vorliegenden Material so circa 18 Minuten zusammengeschnitten. Diese 18 Minuten haben Redakteur Cloos dann dermaßen überzeugt, dass beim ZDF nun doch beschlossen wurde, den kompletten Film auf Kinoformat aufzublasen. Zur Besichtigung der ersten Rohschnittfassung – noch ohne den richtigen Ton und Farbangleich – wurde dann Wieland Speck dazu geholt, der damals Programmleiter der Sektion Panorama der Berlinale war. Der war hin und weg und entschied umgehend, *Zurück auf Los!* im Panorama zu zeigen. Der Film feierte dann im Februar 2000 auf der Berlinale im Kino International seine Premiere und wurde seitdem auf mehr als siebzig Filmfestivals gezeigt, unter anderem in San Francisco, Montreal, Amsterdam, Sydney und Kapstadt.

Im Fernsehen allerdings ging er unter. Dem geplanten Ausstrahlungstermin am 9. September 2001 kam der Terrorangriff auf das World Trade Center in New York in die Quere. Dann wurde *Zurück auf Los!* noch dreimal verschoben, ehe das ZDF ihn irgendwann um 0.45 Uhr versendete. Später war er ab und zu in ausgewählten Programmkinos zu sehen und sogar in einigen Goethe-Instituten in den USA.

Was mich heute wirklich ärgert, ist die Tatsache, dass die Musikrechte für den Film abgelaufen sind und er keinen Verleih mehr hat, da dieser die Musikrechte neu kaufen müsste. Mein Film hätte super in die Edition Salzgeber gepasst. Als *Zurück auf Los!* noch einmal ohne diese Rechte im Zoo Palast in der Reihe *Stadt als Beute* gezeigt werden sollte, beschlossen die

Verantwortlichen und ich, dass wir uns keine Sorgen machen, denn dass ein Anwalt von XYZ im Saal sitzen würde, sei wohl kaum anzunehmen.

Trotzdem habe ich aus dieser ganzen Geschichte gelernt. In meinem nächsten Film *Weiber! Schwestern teilen. Alles.*, den ich 2016 gedreht habe, ist nur Musik zu hören, die rechtfrei zur Verfügung stand.

Keine Ahnung, warum es bis zu diesem, nächsten eigenen Film dann so dermaßen lange gedauert hat. Aber unmittelbar nach den Dreharbeiten von *Zurück auf Los!* ging es mir ein bisschen wie einer satten schwarzen Katze, die in der warmen Sonne liegt. In meinem Gehirn rumpelte irgendwie nichts Kreatives vor sich hin.

Außerdem drehte ich ja risikofrei beim *Alten*, ich liebte das Leben mit meinem Mann Till und den Freunden in Berlin, und ich hatte mir ja hinlänglich bewiesen, dass ich nicht nur Drehbücher schreiben, sondern auch Regie führen konnte. Also brauchte es schon einen mächtigen Zufall, um wieder aktiv zu werden. Dieser Zufall kam in Form einer Kiste voller Bücher daher, an der ich auf dem Weg zum Flughafen vorbeikam, die – wie üblich in Berlin – mit einem Zettel gekennzeichnet war. „Zu verschenken“ stand drauf, und mir fiel sofort ein Buch ins Auge, weil ich die Autorin vom Namen her kannte: *Tote haben keine Lobby. Die Dunkelziffer der vertuschten Morde* von Sabine Rückert, Deutschlands ungekrönter Königin der Gerichts- und Kriminalreportagen. Ich nahm also das Buch aus der Kiste und konnte nicht aufhören zu lesen. Das Fazit ihrer Geschichten war, dass jeder zweite Mord in Deutschland nicht als solcher erkannt wird. Je öfter ich über die Fälle in dem Buch nachdachte, desto eindringlicher wuchs in mir der Wunsch, eine Geschichte über drei Schwestern zu erzählen, die mehr oder weniger aus Versehen zu Mörderinnen werden und das Glück haben, nicht entdeckt zu werden. Ich wollte zeigen, wie leicht man im Leben in einen Ausnahmezustand gerät, und wie schnell man nicht nur im sprichwörtlichen Sinne eine Leiche im Keller haben kann, ohne dass man daran zerbricht.

Nachdem ich wusste, welche Schauspielerinnen meine drei Schwestern spielen sollten, entwickelte sich deren Geschichte quasi von selbst: Winnie Böwes Ama studiert Medizin, Floriane Daniels Senta arbeitet als Prostituierte und Astrid Ann Marie Pollmann als Klara ist mit dem prügelnden Ehemann Markus (Hans Brückner) verheiratet, wünscht sich aber sehnlichst Kind von ihm. Weil ihre Eltern in ein teures Pflegeheim ziehen müssen, ziehen Ama und Senta zusammen, um Kosten zu sparen. Als wenig später Klara vor der

Tür steht, weil sie von Markus heftig verprügelt worden ist, beschließen die Schwestern, dem Treiben ein Ende zu setzen. Markus muss weg, aber ein Kind soll sie trotzdem noch von ihm bekommen.

Dass in dem Film gleich zwei Männer namens Markus sterben müssen, hat natürlich auch mit mir zu tun. Markus war der Liebhaber, den ich vor meinem Mann Till hatte. Als Markus mich damals von einer Sekunde auf die andere verließ, ohne mir irgend einen akzeptablen Grund zu nennen, stürzte er mich für ein Dreivierteljahr in einen fürchterlichen Liebeskummer.

Ich weiß bis heute nicht, warum er mich verlassen hat, weiß aber, dass er jetzt in der Nähe von London lebt. In einer Stadt, die voll zu seinem depressiven Grundrauschen passt, weil es da zu circa 70 Prozent mehr regnet als hier in Berlin. Ich schätze, das kommt Menschen, die irgendwie schon beleidigt auf die Welt gekommen sind, sehr entgegen.

Doch zurück zum Film *Weiber!* Ich habe den ohne jede Förderung gestemmt. Über Crowdfunding hatte ich zwar 37 000 Euro gesammelt, aber das reichte natürlich vorne und hinten nicht. Eigentlich engagierten sich alle für fast gar nichts an Gage für die *Weiber*. Die Schauspielerinnen und Schauspieler haben alle auf Rückstellung gearbeitet. Das heißt, dass du erst Geld bekommst, wenn der Film verkauft wird. Und du weißt natürlich auch ganz genau, dass du nie einen Cent sehen wirst.

# Noch ein bisschen kein Gejammer

Heiner Müller ließ den Schwarzen Aaron in seinem Stück *Anatomie Titus* sagen: „Mehr oder weniger Neger, je nach Beleuchtung.“ Recht hat er. Passiert mir im Winter ziemlich oft, dass ich grau am Flughafen sitze und weiße Menschen aus den Urlaubsjumbos steigen, die um einiges schwärzer sind als ich. Mehr oder weniger braun, je nach Urlaubsort. Ich fühle mich, wie Sie sicher inzwischen bemerkt haben dürften, ausgesprochen wohl in meiner Haut. Würde ich sie sonst zu Markte tragen? Oder habe ich nur aus der Not eine Tugend gemacht? Exoten in den Zirkus? Nö. Ich schaue eigentlich ganz gern in den Spiegel. Trotzdem habe ich seit Jahrzehnten das gleiche Problem. Ich schaue mir, da ich unter anderem Mitglied der Deutschen Filmakademie bin, und damit in der Jury für die LOLA, den deutschen Filmpreis, sitze, jährlich etwa fünfzig deutsche Filme an. Das macht nicht unbedingt froh.

Aber was mich wirklich traurig stimmt, ist, in nicht einem dieser Filme mitgespielt zu haben. Und auch sonst taucht kaum ein Leidensgenosse meiner Hautfarbe und meines Alters dort auf, wenn die Hautfarbe nicht Thema oder Problem des Films ist. Mit unserer Hautfarbe leben mehrere hunderttausend Mitbürger in diesem Land und es gibt eine große Zahl an gut ausgebildeten Künstlern, die hier ihr Glück versuchen. Zugewanderte, oder wie ich, hier geboren.

Meiner ehemaligen Agentin wurde einmal, als es um eine größere Rolle ging, für die sie mich ins Gespräch brachte, gesagt, das deutsche Publikum akzeptiere eine schwarze Hauptfigur nicht. Die Leute, die so was sagen, sind meist gebührenfinanzierte, gut gepamperte Redakteure und wissen natürlich genauestens über die Befindlichkeiten aller Film- und Fernsehkonsumenten dieses Landes Bescheid. Wir können stolz auf sie sein. Ironie off.

Aber mal langsam ... Vielleicht sollte das Ganze hier nicht in Medienschelte ausarten. Man beißt ja nicht die Hand, die einen füttert, beziehungsweise von der man gern gefüttert würde. Sie kann einen ja auch am ausgestreckten Arm verhungern lassen, die Hand. Trotzdem möchte ich ein paar Dinge aus meiner Sicht beschreiben, ohne mich hinter politisch korrekten Floskeln zu verstecken. Politische Korrektheit ist eine Form der Zensur, die jene Dinge, die nicht korrekt sind verschweigt. Also: Ist es politisch korrekt, dass die meisten Filme im deutschsprachigen Raum wie mit Persil gewaschen wirken? Reinweiß? Dabei heißt es Farbfilm. Schwarze werden aber oft nur in Minirollen besetzt, damit die Produktion das Thema Diversität abhaken kann: „Wir haben doch Eine/n dabei.“ Ist es politisch korrekt, wenn eine Agentin, auf die Bitte, mich in diesem oder jenen Film zu besetzen, die Antwort eines hochgelobten Produzenten, in diesem Falle des verstorbenen Wolfgang Rademann, bekommt: „Wat soll ick denn mit 'nem Mulatten?“ Gott lasse ihm die Asche leicht werden. Ist es politisch korrekt, dass ich durch gängige Besetzungspraxis in deutschen Filmen 15 Jahre gebraucht habe, um die Voraussetzungen zu erfüllen, in die Deutsche Filmakademie aufgenommen zu werden, weil man in drei Kinofilmen in wesentlichen Rollen mitgespielt haben musste? Es werden allein ca. 120 Kinofilme jährlich in Deutschland produziert. Ist es politisch korrekt, dass Regisseure zu mir sagen: „Du, ich würd' dich schon gern mal besetzen, wenn für dich was dabei ist“, und es dann doch nie dazu kommt, weil sie darauf warten, dass hinter dem Rollennamen im Drehbuch in Klammern „ein Schwarzer“ steht? Was spricht dagegen, gestern wie heute, als Klinikchef, Traumschiffkapitän, Bettler, Junkie, Klempner, Wissenschaftler, Unidozent, Ökobauer, Pfarrer, Liebhaber oder Herr Sonstwas besetzt zu werden, ohne dem Publikum die Hautfarbe erklären zu wollen? Gehen die Leute etwa in Filme, in denen Denzel Washington, Wesley Snipes, Halle Berry oder Morgan Freeman mitspielen, weil sie gezwungen werden? Streamen sie sich auf Netfilx Millionenfach Filme und Serien mit vielen Schwarzen oder asiatisch aussehenden Kollegen, weil sie farbenblind sind? Reichen Millionen Mitbürger anderer Farben und Kulturen hierzulande nicht aus, um sie auch in Film und Fernsehen vorkommen zu lassen und zwar als das, was sie größtenteils sind? Nämlich intelligente, gebildete, akzentfrei sprechende Wesen in normalen Berufen, mit einer fundierten Ausbildung und Sorgen und Nöten, die sich von denen ihrer weißen Mitbürger kaum oder gar nicht

unterscheiden. Ja, für wie blöd halten denn manche Medienmacher die Leute? Ich bin doch kein Alien, sondern nur Berliner, schwarz und Ossi. Okay, und inzwischen auch noch alt. „Alter weißer Mann“ ist hierzulande ein geflügeltes Wort und sogar ein Filmthema. Alte schwarze Männer gibt es aber auch zu Tausenden in unserem Land. Wenn für die komplette Medienlandschaft auch völlig unsichtbar: Wir existieren.

Wie kann es sein, dass eine meiner schwarzen, deutschen, talentierten Kolleginnen von einer meiner schwarzen, deutschen und talentierten Kollegin eine Rolle im Fernsehen nur unter der Bedingung übernehmen durfte, dass der Rollename nicht geändert wird, weil die Umbesetzung „ja so richtig eh keiner merken“ würde? So passiert. Warum haftet uns immer noch die Bezeichnung „exotisch“ so an? Vor hundert Jahren konnte man das sicher noch verstehen. Aber heute? Wir Schwarzen brauchen keine extra Drehbücher. In allen Drehbüchern sind Rollen für uns drin. Erst recht, wenn die Rolle nicht schwarz notiert und nur die Hauptrolle ist. Wir sind stinknormale Menschen, die zum stinknormalen Alltag gehören. Und wenn ein Film nicht den gewünschten Erfolg hat, liegt es meistens erst einmal daran, dass das Drehbuch, das Thema oder der Sendeplatz oder was auch immer, mit Verlaub, scheiße waren und nicht daran, dass eine der tragenden Rollen mit einem weißen, schwarzen, gelben, roten oder grünen Schauspieler besetzt war. Bei *E.T.* hat es ja auch geklappt. Natürlich immer unter der Voraussetzung, dass es gut gespielt ist. Unsere multikulturellen Gesellschaften würden im Ganzen davon profitieren, wenn die Filmemacher und die vielen Medienverantwortlichen ihr Brett vorm Kopp wenigstens ab und an mal polieren würden. Wir sind Möbel, die auch in dieses Haus gehören. Die schön sind und kostbar und die man gern in der Wohnung sieht und vorzeigt und die ab und an mal Pflege brauchen, sonst ist früher oder später der Wurm drin und sie verrotten. Es ist doch an der Zeit zu zeigen, was uns als Menschen eint und nicht ständig und ausschließlich die Unterschiede herauszukehren. Gemeinsamkeiten aufzeigen, geht nämlich auch vorzüglich zur Prime Time und in jeder x-beliebigen Vorabendserie, in der ein asiatisch-, isländisch-, afrikanisch- oder arabisch- aussehender Schauspieler besetzt ist, ohne, und ich betone ohne, dass die Rolle irgendeinen Bezug darauf nimmt. Lasst uns auch in den Medien Normalität demonstrieren und einklagen. Seine Wurzeln muss man ja deswegen nicht verleugnen. Wir haben es doch wirklich erst geschafft, wenn wir in Deutschland endlich mal schwarze

Nachrichtensprechende haben, die uns im Flaggschiff *Tagesschau* um 20 Uhr einen guten Abend wünschen. Ich glaube, dass hier auch die Medien- und Filmemacher eine Aufgabe haben. Erst recht im öffentlich-rechtlichen Bereich. Dann läuft eben 20.15 Uhr mal ein Film mit drei, vier, fünf schwarzen Hauptfiguren, die nicht nur Deutsche spielen, sondern es einfach sind, und dafür müssen, wie gesagt, keine extra Drehbücher entwickelt werden. Es eignet sich jedes. Siehe Netflix & Co. Deutschland ist diesbezüglich eine einsame Insel, eine Trutzburg gegen alles, was Redakteure (die heimlichen Caster heutzutage) als „fremd“ empfinden, pupsegal, ob hierzulande auch mindestens drei Millionen Schwarze leben (Dunkelziffer, hihi), davon ein Großteil direkt in Deutschland aus befruchteten Schokoküssen geschlüpft ist, oder ob asiatische Mitbürger bereits in der dritten Generation hier leben und voll integriert ihr Auskommen haben. Im TV sucht man sie vergeblich in exponierten Rollen, von einigen, in Mediatheken versteckten oder tiefnachts versendeten Produktionen abgesehen. Diese punktuellen Ausnahmen bestätigen aber nur die Regel.

Das haben übrigens zumindest die Öffentlich-rechtlichen Sender in ihrer schlank hingerotteten und scheinbar sofort vergessenen, weil unverbindlichen Selbstverpflichtung vor zwei Jahrzehnten selbst gefordert. Ich zitiere:

*Die ARD hat sich das Ziel gesetzt, den Alltag der Menschen aus Zuwandererfamilien als Teil der gesellschaftlichen Normalität abzubilden und dabei die Chancen einer kulturell vielfältigen Gesellschaft glaubwürdig zu vermitteln, ohne ihre Probleme und Risiken zu negieren. In allen relevanten Programmgenres und -formaten sollen Migrations- und Integrationsthemen erscheinen und Menschen mit Migrationshintergrund als Protagonisten in unterschiedlichsten Lebenslagen, insbesondere außerhalb gebräuchlicher Klischees, auftreten. Die ARD wird durch gezielte Personalgewinnung und -entwicklung Redakteure, Autoren, Moderatoren und Schauspieler ausländischer Herkunft verstärkt fördern, die als positive Identifikationsfiguren an exponierter Stelle in den Programmen erscheinen sollen.*

(Quelle: Nationaler Integrationsplan der Bundesregierung, 2007)

Hat ja super geklappt. Ruhig noch mal lesen und auf der Zunge zergehen lassen. Und auch die Oberbeleuchter des Filmes werden nicht vor unlösbar

Aufgaben stehen, wenn wir mal vor einem dunklen Hintergrund vorbeilaufen. Man sollte die Zuschauenden nicht unterschätzen. Sie haben bei Minute 00:04:37 vergessen, welche Hautfarbe der Hauptdarsteller hat, wenn Probleme und Situationen gezeigt werden, in denen sie sich wiederfinden, und die die Hauptfigur nicht nur deshalb hat, weil sie schwarz ist.

Ich bin jemand, der sehr dafür plädiert, nicht alles, was mir im täglichen Einerlei an Unbill passiert, auf mein vermeintliches Anderssein, meine Hautfarbe zu beziehen. An meinen schlechten Tagen bin ich nun einfach nur mal ein „blöder Schwarzer“ und muss den Leuten auch zugestehen, genau das zu denken. Ich höre jedes Jahr aufs Neue fünfzig Mal den blöden Witz „Na, wohl zu lange in der Sonne gelegen?“ Ich höre lächelnd darüber hinweg und denke mit einem kräftigen Schuss Arroganz: „Da, wo ich schon in der Sonne gelegen habe, da kommst du dein Leben lang nicht hin.“ Abgehakt.

Ich erzähle das, um zu zeigen, ich bin 'ne stinknormale Type und möchte auch als solche behandelt werden. Und es wäre schön, wenn sich das auch für alle auf meiner beruflichen Ebene herumsprechen würde. Aber nachdenklich macht mich da unter anderem ein Interview, welches Spike Lee der ZEIT gab. Auf die Frage, wo denn das New Black Cinema geblieben sei, das in den Achtzigern antrat, die Schwarzen im amerikanischen Kino sichtbar zu machen, antwortete Lee:

*Oh, schlechtes Thema. Es gab diese schwarze Welle. Leider ist sie ein wenig verebbt. Ziemlich verebbt. Es gibt durchaus mehr afroamerikanische Regisseure. Aber nicht genug politische Power. Es werden blöde Komödien, Gangsta-, HipHop- und Drogenfilme gedreht. Wann haben sie je einen Film über die schwarze Mittelklasse gesehen? Warum sind die Schwarzen im Mainstream-Kino entweder gehirnamputierte Clowns oder Zuhälter oder Rapper? Heute hat man die Dreistigkeit, einen Film wie Cold Mountain zu drehen. Einen Film, der im 19. Jahrhundert in den Südstaaten spielt, in dem Nicole Kidman und René Zellweger im Spitzenhäubchen zu sehen sind und in dem kein einziger Schwarzer auftaucht. Und keiner hat sich aufgeregt. Wahnsinn.*

Also, wenn Spike Lee sich schon in den Staaten darüber wundert, wo soll man dann erst hier anfangen? Beim *Traumschiff* und seinem klinisch weißem Personal mit Alibi-Farbklecks? Wir Schwarzen kommen ja hierzulande nicht mal in den paar Science-Fiction-Filmen vor, wenn überhaupt mal Genre gedreht wird. Als würde Afrika nicht nach Europa schwappen.

Es gibt vergrippte Tage (früher gab es auch noch *Hangover*, bei denen meine größte Sonnenbrille zu klein war), an denen ich mich ziemlich hässlich fühle und kaum Lust habe, auf die Straße zu gehen, es aber muss, weil mein Magen knurrt, oder die Aspirin alle sind, oder ich denke, daß die Berliner Luft, Luft, Luft mir gut tut. Dann wünsche ich mich in die deutsche Leithautfarbe. Weiß! Ich könnte so besser im Stadtbild zwischen den anderen Menschen verschwinden, ohne von jedem Zweiten gemustert zu werden, tiefenpsychologisch anhand meiner sterblichen Hülle versuchend zu ergründen, ob von mir irgendeine Gefahr ausgeht. Das ist zwar so seit ich denken kann, hat allerdings in letzter Zeit durch die Flüchtlingsströme stark zugenommen. Schwarz? Nafri? Gürtel? Bombe? Der Platz neben mir in der vollen S-Bahn besetzt sich als letzter. Natürlich nur, wenn mich niemand erkennt.

Und nur mal nebenbei, hätte ich wirklich vor, um mich zu bomben, dann würde ich das ausschließlich an Tagen tun, an denen ich gut aussehe und weder verschnupft bin, noch verkatert. Ich trüge Dolce & Gabbana, Gucci, Lagerfeld und alles, was mein Schrank hergibt. Ich ließe mich sogar zu etwas Selbstbräuner für einen strahlenderen Teint hinreißen. Man will ja bei der Auswertung der Videoüberwachung nicht enttäuschen. Schon gar nicht als Schauspieler mit Hochschulabschluss.

Was auch großartig wäre, wär ich weiß, ist, mal ein großes Kaufhaus betreten zu können, ohne dass der hauseigene Detektiv sich sofort an mich ranhängt, um in angemessenem Abstand zu mir mit mir die Etagen zu durchstreifen. Als Kind wollte ich immer ohne Mutti einkaufen gehen. Als ich dann endlich alt genug dafür war, kamen, menno, die Detektive. Betreutes Shoppen ein Leben lang.

Hab in großen Kaufhäusern übrigens noch nie einen schwarzen Hausdetektiv gesehen (ich spreche nicht von offensichtlicher Security). Wohl zu auffällig. Ist aber ein Denkfehler. Oder würden Sie darauf kommen, dass

der Schwarze, der neben Ihnen grade an der teuren Bio-Seife schnüffelt, ein Detektiv ist, wenn Sie den Parfümflakon in Ihre Tasche gleiten lassen?

Als ich meine Wohnung vor Jahren komplett neu einrichten wollte, erlaubte ich mir feierlich ein überikeales Budget und zog los. Berlin-Mitte hat herrliche Läden, um sein Geld in Form von Schränkchen, Sesseln, Tischen und Schnickschnack verlieren zu könnenwollendürfen. Ich betrat einen davon und sofort schwebte mir eine mittelalte Möbelschwuppe (sagt man eigentlich noch „Möbel“?) entgegen, musterte mich und plapperte hölzern: „Ich glaube nicht, daß man Ihnen hier helfen kann.“ Ich trug Prada! Lächelnd knurrte ich kurz: „Fick dich!“ und ging woanders kaufrauschen. Stunden später betrat ich den Möbelschwuppenladen noch mal und legte Olle Ihmchen Quittungskopien für Möbel in Höhe von einigen tausend Euro auf den Tisch, die ich an diesem Nachmittag verjubelt hatte. „Hätte dein Umsatz sein können, Froindchen“, sagte ich und verließ den Laden, nicht ohne auf dem Weg nach draußen eine völlig überteuerte Lampe zu begutachten, mitleidig schmunzelnd natürlich, und mich ärgernd, hinten keine Augen zu haben, um seine Reaktion sehen zu können. Ich liebe diese, dieser Situation entsprechende Szene in *Pretty Woman*. Ich fühlte mich wie Julia Roberts.

Ganz in weiß wäre mir auch nicht passiert, dass ich mich beim Einchecken im Hotel fünf Minuten total nett mit der Hotellerine unterhalte, um dann auf dem Weg zum Fahrstuhl wie von einem Pfeil mit dem Satz „Und grüßen sie mal die Heidi von mir!“ in den Rücken getroffen zu werden. Nein, ich kenne weder die Klum, noch bin ich Bruce Darnell. Ich heiße nicht wie er und rede nicht wie er, was man in den vergangenen fünf Minuten durchaus beim Einchecken auch hätte checken können, während man „Sanoussi-Bliss“ in den Computer tippt. Und ich habe auch keine „lebende Handtasche“, was ich allerdings in diesem Moment bereute, weil ich mir die spitzen Schreie der Hotellerine vorstellte, die versucht, die Louis Vuitton von ihrem Hosenbein zu kriegen, in das die sich verbissen hat. Drama, Baby!

So. Ich gebe zu, die letzten Seiten waren jetzt eine ordentliche Kanonade, aber ich habe dieses Kapitel nicht umsonst *Noch ein bisschen kein Gejammer* getauft. Glauben Sie mir, ich streichel das hier alles friedvoll lächelnd und lockerflockig leichthändig in die Tastatur. Als eine Art sachlichen Aufschrei. Das „Gejammer“ macht Ihr Kopf draus. Typische Abwehrreaktion. Kenn ich. Geht mir auch oft so. Aber dieses Thema beschäftigt und begleitet mich

inzwischen einfach zu lange, um mich noch drüber aufzuregen. Doch wieder schade eigentlich.

Sie haben es überstanden.

# Der Alte

2014 bin ich nach 18 Jahren bei *Der Alte* rausgeflogen, ein halbes Jahr zuvor war ich zu einem Gespräch bei der sogenannten Produzentin. Ich sollte mal vorbeikommen, sie hätte Gesprächsbedarf. Das war kurz nachdem sie erfuhr, dass ich folgenden Brief an den Intendanten des ZDF geschrieben hatte.

*Sehr geehrter Herr Dr. Bellut, lieber Herr Intendant!*

*Ich heiße Pierre Sanoussi-Bliss und bin seit 17 Jahren in ihrer Erfolgsreihe „Der Alte“ einer der Protagonisten, was Sie aber sicher wissen. Ich hoffe, dieser Brief schafft es durch Ihr Vorzimmer und Sie finden kurz Zeit für meine Gedanken.*

*Mir haben Kollegen abgeraten, diesen Brief zu schreiben. Mir wurde geraten, mich zu ducken, leise zu sein, mich zu fügen. Aber in allen Interviews, die ich von ZDF-Verantwortlichen lese, wird von Mut gesprochen. Mut, neue Wege zu gehen, Mut, Entscheidungen zu treffen ... und ich lehne mich jetzt mal weit aus dem Fenster und habe diesen Mut. Nicht nur für mich, sondern auch für diese großartige Krimiserie „Der Alte“ und für unsere Zuschauer, die uns so lieben, wie wir sind*

*Meiner Agentin Margarita Kling wurde von der Redakteurin Sabine Groß mitgeteilt, dass sie die Rollen „Axel Richter“ (ich) und „Werner Riedmann“, den Markus Böttcher seit 27 Jahren spielt, rigoros beschneiden will, um uns beide auf nur noch wenige Drehtage pro Folge zu drücken. Das macht für uns dramaturgisch in einem homogenen Viererteam, wie wir es bisher waren, keinerlei Sinn, außer dem, dass man auf Teufel komm raus sparen will. Markus und ich knabbern an dieser Degradierung, weil das nach den Jahren, in denen nicht nur ich, sondern wir alle immer unser Bestes gegeben haben, auf eine nur sehr geringe Wertschätzung hindeutet. Es tut weh und ist auch in gewisser Weise instinktlos unserem Publikum gegenüber.*

*Die Allmacht der Redaktionen in Ehren und ich sehe durchaus auch den Sparzwang der Sender ein. Wir alle haben schon erhebliche Kürzungen akzeptieren müssen.*

*Aber bei einer Reihe wie „Der Alte“, die von drei Sendern finanziert wird, die seit 37 Jahren weltweit erfolgreich in ca. 107 Ländern läuft und ihre Kosten locker wieder einspielt, gibt es doch keinen Grund, einen neuen „Fall für zwei“ daraus zu machen, indem nur noch Jan-Gregor Kremp und Michael Ande ermitteln.*

*Das Konzept von Helmut Ringelmann, dem Ur-Vater des Freitags-Krimis, funktioniert doch gerade bei „Der Alte“ seit Jahrzehnten erfolgreich. Das meldet uns allein schon die Quote, die in schöner Regelmäßigkeit die 5-Millionen-Grenze knackt bzw. den Tagessieg holt. Und das sogar gegen Jauch und Fußball.*

*In der Jahresgesamtwertung der Sender steht das ZDF mit 12,8 Prozent weiter auf Platz 1. Sie werden die Zahlen besser kennen als ich. Aber glauben Sie mir bitte, dass man sich nach 17 Jahren bei „Der Alte“ auch ein bisschen dafür verantwortlich fühlt.*

*Seit Helmut Ringelmanns Tod bzw. seitdem der Redakteur Claus Legal nicht mehr da ist, wird nun ständig an dem Konzept des „Alten“ herumgeschraubt. Dabei wundert uns das wirklich sehr, da die zuständige Redakteurin Sabine Groß u. a. auf der Homepage des ZDF immer von Beständigkeit spricht, die dem Publikum bei „Der Alte“ wichtig wäre:*

*Irgendwann verliert jedes Avantgardeprodukt seine progressive gesellschaftliche Stellung und wird, sofern wirklich hochwertig, zum Klassiker. Dies geschieht grundsätzlich dadurch, dass die bis dato dominanten Innovationen Normalität werden und dahinter stehende, bisher verdeckte allgemeingültige Momente in den Vordergrund rücken. Für „Der Alte“ kann man eine solche Entwicklung seit Anfang der 90er Jahre beobachten. Die Serie lebt durch ihre schon immer vorhandenen, aber zuvor weniger beachteten allgemeinmenschlichen Aussagen, jeden betreffende Themen wie Rachegefühle, Eifersucht, Verzweiflung etc. Sie werden ebenso umfassend wie detailliert in immer wieder neuen Geschichten erzählt.*

*Die Serie „Der Alte“ kann nicht mehr, wie in den 70er und 80er Jahren, ein Avantgarde-Krimi sein, der neue Ermittlerfiguren präsentiert. Ihr heutiger Wert liegt in ihrer Eigenschaft als TV-Institution. Ein guter Klassiker ist, ebenso wie ein Avantgarde-Produkt, innovativ und provokativ:*

*Er widersteht dem Zeitgeist, etwa selbstzweckhafter Action, vordergründigen Effekten und platten Aussagen, setzt dafür auf zeitübergreifende Qualitäten. Da „Der Alte“ diese Kunst beherrscht, ist er bei einem Millionenpublikum national und international erfolgreich, hat er neben der dargestellten Vergangenheit eine viel versprechende Gegenwart und eine fortdauernde Zukunft – wie alle Klassiker.*

*Soviel Frau Groß' Worte dazu. Passieren tut allerdings momentan genau das Gegenteil. Aber würde Coca-Cola seine erfolgreiche Rezeptur ändern und seinen Erfolg aufs Spiel setzen, nur um „mal was neu“ zu machen, oder weil es „bei den anderen auch so gemacht wird?“ Wo ist der Sinn? Bei uns waren Ausgewogenheit, Beständigkeit und vor allem Teamwork Programm, was bisher von den Zuschauern ausdauernd honoriert wird, allen Unkenrufen zum Trotz.*

*Vieles, was wir uns erarbeitet haben, ist in den letzten Jahren weggefallen. Als seien, seit Helmut Ringelmanns Tod, alle Dämme gebrochen. Es wird uns Schauspielern oft nur im Friss-oder-stirb-Duktus kommuniziert und welche Chance hat man schon gegen das Totschlagsargument „dann steigen Sie doch aus“, wenn man seinen Beruf in einer, bei allem Sparzwang, handwerklich immer noch sehr gut gemachten Produktion ausübt, die man liebt? Und dass Markus Böttcher und ich nicht mal mehr im neuen Vorspann erwähnt werden, ist zwar bei unserer momentanen Präsenz unverständlich, aber auch noch zu verkraften. Wir sind nicht eitel über Gebühr. Wir sind aber auch nicht so doof, nicht zu merken, dass wir uns auf Talfahrt zu befinden scheinen.*

*Ich bin unheimlich gern in diesem Team. Damit meine ich alle von der Garderobiere bis zum Beleuchter. Es sind logischerweise in diesen Jahren tiefe Freundschaften entstanden.*

*Wir, als Urbesatzung beim „Alten“, haben alle Veränderungen mitgetragen und nach stürmischen Tagen, wie Rolf Schimpfs Ausstieg und Walter Kreyes Krebskrankung, lag es auch an uns, das alte Schiff wieder auf Kurs zu bringen. Nun arbeiten wir seit zwei Jahren mit dem unglaublich kollegialen Jan-Gregor Kremp. Es hat mit allen Spaß gemacht und es kann sich kaum einer vorstellen, wie familiär es an unserem Set zugeht. Dazu sind wir absolut pflegeleicht und allürenfrei.*

*Wenn ich mit Kollegen auch anderer Produktionen spreche, kommen wir oft zu dem Schluss, dass zuständige RedakteurInnen wenigstens einen*

*kompletten Tag im Jahr am Set einer Produktion verbringen sollten, die sie betreuen, um Temperatur aufzunehmen und zu sehen, dass nicht um den kleinsten gemeinsamen Nenner gefeilscht, sondern das Bestmögliche versucht wird.*

*Sie können sich sicher vorstellen, dass man auch als Schauspieler, der so lange in einer tollen Reihe gut gefordert und zentral beschäftigt ist, eine Art Heimatgefühl gegenüber seinem Sender und der Produktion entwickelt. Das ist bei uns ja nicht anders als in den Redaktionen auf dem Lerchenberg. Warum wird diese Liebe plötzlich zurückgewiesen, als sei man ein bockiger Ungeliebter? Zumal ich mich immer absolut loyal verhalten habe? Ich bin doch kein Schauspielautomat, in den man nur ein bisschen Geld einwerfen muss. Das verletzt sehr ...*

*Im letzten Jahr bin ich noch von „Das Fenster“, der größten deutschsprachigen Zeitschrift der USA als Publikumsliebling ausgezeichnet worden. Die Auszeichnung galt auch dem ZDF, das einen schwarzen Schauspieler in Deutschland ganz normal mit einer migrationshintergrundfreien Hauptrolle besetzt, wie es in der Begründung hieß. Ich bekomme zu diesem Thema übrigens Post aus aller Welt. Aber Frau Groß hat das Foto mit unserer Produzentin, Jan-Gregor Kremp und mir bis heute nicht freigegeben, damit die Zeitschrift „Das Fenster“ diese Meldung auch in der deutschen und internationalen Presse verbreiten kann. Warum nicht? Ich bekomme keine Antwort.*

*Und plötzlich werde ich auf ein Minimum zurückgestutzt?*

*So falsch kann aber mein Wirken in „Der Alte“ nicht sein. Die Außenwirkung meiner Besetzung ist jedenfalls größer, als vielen im Sender bewusst ist, und demnächst wollen sogar zwei amerikanische College-Studenten ihre Abschlussarbeit über mein Leben und meine Erfahrungen als schwarzer Schauspieler in Deutschland schreiben.*

*Vor einiger Zeit wurde ich im Hauptstadtstudio unseres Senders, des ZDF, mit „Hallo, Herr Huber!“ begrüßt und die Redakteurin fragte: „Nur mal für die Anmoderation ... Wird ‚Der Alte‘ eigentlich noch gedreht?“ ... Diese Ignoranz schmerzt.*

*Ich habe in meinem Leben mehrfach mit Doris Dörrie gearbeitet (u. a. Hauptrolle in „Keiner liebt mich“, Bundesfilmpreis), bin von Peter Stein in Salzburg inszeniert worden, habe am Deutschen Theater in Berlin auf der*

*Bühne gestanden und einige Hauptrollen in sechs Jahren Engagement am Staatsschauspiel Dresden erfolgreich „weggeschleppt“, mein eigener Film „Zurück auf Los!“ (Drehbuch, Hauptrolle, Regie = ich), den ich für das ZDF „Kleines Fernsehspiel“ drehte, hatte immerhin auf der Berlinale Premiere und lief erfolgreich auf über 70 internationalen Festivals (wenn auch leider nie wieder im ZDF, wo er z. B. jährlich zum Welt-AIDS-Tag sehr gut passen würde) bis hin zum Goethe-Institut in Washington, aber eine solch geringe Wertschätzung meiner Arbeit, wie in der letzten Zeit bei „Der Alte“, ist mir nie begegnet.*

*Und, ich wiederhole mich, ein anderes Angebot für eine „normale“ Rolle, ich meine eine, die auch ein weißer Kollege spielen könnte, gab es in den letzten 17 Jahren vom ZDF leider auch nie.*

*Redakteurin Groß meint jetzt, ich sei nur noch „für die witzigen Akzente zuständig“. Dieses konservative Rollenklischee bei der Besetzung eines Schwarzen gibt es z. B. in den USA schon seit den späten Siebzigern nicht mehr ... Mich erstaunt so eine Sicht 2013 und ich sehe auch die Internationalität von „Der Alte“ durch so eine Einstellung gefährdet. Helmut Ringelmann würde sich im Grabe umdrehen.*

*Was kann ich tun? Schon die Angst, dass auch dieser Brief weitere Nachteile nach sich ziehen wird, macht mich nicht froher, aber es fehlen inzwischen generell die Ansprechpartner für die Probleme der Schauspieler. Doch wenn sich keiner mehr traut, seine Gedanken auch mal zu formulieren, wird es auch nicht besser ...*

*Lieber Herr Dr. Bellut, ich bin inzwischen auch ein ZDF-Gesicht, das man nicht verstecken müsste. Das zeigen mir alle Publikumsreaktionen, von Menschen, die sich eher mehr, als weniger von mir wünschten. Ich bin humorvoll, ohne Bosheit, kann meinen Job und habe eine absolut positive Lebenseinstellung. Ich mag meinen Sender und die Menschen da draußen mögen mich ... Jetzt müsste mich nur noch mein Sender mögen, nach all den gemeinsamen Jahren.*

*Redakteurin Sabine Groß kenne ich nicht wirklich. Wir haben uns nur zweimal in meiner Zeit bei „Der Alte“ gesehen.*

*Mir ist auch bewusst, dass solche weitreichenden Einschnitte wie bei „Der Alte“ weitaus höher entschieden worden sein könnten. Allerdings antwortete Frau Groß auf die Frage meiner Agentin Margarita Kling, wer das alles zu verantworten und entschieden habe: „Ich. Ich will das so.“*

*Aber in unserem Fall wäre es gut, sie könnte einfach alles beim Alten lassen.*

*Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit und verbleibe mit freundlichen Grüßen!*

Die sogenannte Produzentin fand nun nicht in Ordnung, dass ich sie übergegangen hätte. Das Problem war nur, dass ich seit einem Jahr sowohl mit ihr, als auch mit der beim ZDF zuständigen Redakteurin Sabine Groß versucht hatte, ins Gespräch zu kommen. Darüber, warum meine Rolle immer kleiner wurde. Im Durchschnitt waren es normalerweise 10 von 13 Drehtagen, irgendwann wurden es neun, bald nur noch fünf und ab und an mal nur noch drei. Mich beschlich das Gefühl, dass irgend etwas schiefläuft.

Es wurden stillschweigend dramaturgische Verabredungen aufgekündigt. Dass zum Beispiel alle vier Kommissare am Anfang jeder Folge zusammen am Tatort sind. Damit jemand, der den *Alten* zum ersten Mal sieht, merkt, dass es vier Kommissare sind, die den den Fall aufklären. Es war zuweilen so, dass ich – *Der Alte* ging eine Stunde – erst ab Minute 37 auftauchte, wo sich dann jeder Neuzuschauer fragte, wer ich, also meine Rolle Axel Richter, eigentlich sei. Es passierten viele merkwürdige dramaturgische Sachen, das Ganze entwickelte sich immer mehr zu einem *Fall für zwei*, immer waren die Charaktere von Jan-Gregor Kremp und Michael Ande unterwegs, und ich hatte, wie auch mein Kollege Markus Böttcher, oft nur Innendienst, wir saßen allenfalls noch im Büro und gaben ab und an Stichworte, oder kreuzten als „Schwenkfutter“ durchs Bild.

Diese Büroszenen wurden an zwei oder drei Tagen komplett abgedreht. Ich war dann zwar den ganzen Film über zu sehen, aber eben immer nur in diesen Büroszenen. Früher ging ich mit Jan-Gregor ermittelnd raus aus dem Büro oder mit Rolf Schimpf und Walter Kreye, die den „Alten“ davor gespielt hatten.

Wir sind auch mal zu zweit losgezogen und Michael Ande blieb im Büro. Ich merkte, dass meine Aufgaben als Axel Richter immer kleiner wurden. Und es gab schwere dramaturgische Fehler: Ich verlasse mit Jan-Gregor Kremp das Büro, aber im nächsten Bild kommt er mit Michael Ande an dem Ort an, an dem ermittelt wird, und ähnlich unprofessionellen Mist.

Daran sah ich, dass diese Szenen eigentlich noch für mich geschrieben waren, aber die Redakteurin offensichtlich entschieden hat, oh, das sei zu viel. Weil sie und die sogenannte Produzentin wahrscheinlich schon lange

den Gedanken gefasst hatten, dass wir – also Markus Böttcher und ich – rausfliegen, es schien so, als ob sie uns ausbluten lassen würden.

Jetzt, Wochen später und nachdem die sogenannte Produzentin nun erfahren hatte, dass ich diesen Brief geschrieben hatte, bat sie mich also zum Gespräch. Ich sage deswegen „sogenannte“, da sie nur sehr schlecht eine gute Produzentin spielt. Sie eröffnete folgendermaßen: „Pierre, ich habe dich jetzt hierher bestellt, es müssen mal ein paar Dinge vom Tisch. Wir wissen beide, dass du kein begnadeter Schauspieler bist, und dass dich Ringelmann nur der Hautfarbe wegen besetzt hat.“

Wenn ein Gespräch so beginnt – denkst du, okay, dass sie mich nicht leiden kann, ist mir klar, das war wahrscheinlich schon von Anfang an so, dann ist das halt nicht zu ändern. Wir sehen uns glücklicherweise nur alle paar Wochen, egal, wir könnten professionell miteinander umgehen, was soll’s. Das hier hatte eine andere Qualität. Ich fragte jedenfalls nicht zurück: „Wir wissen beide, dass du keine begnadete Produzentin bist und nur deines angeheirateten Namens wegen und deines in Österreich dazu gekauftem Professorentitels hier sitzt?“ Nein, das fragte ich nicht. Ringelmann hat mich nur wegen der Hautfarbe besetzt? Ich kann nichts? Nun ja, es gibt auch Produzentinnen, die vorgeben, schnelle Autos zu sein, während andere sie, wie einen knatternden Trabi, den durchaus flachen Hügel hochschieben.

Ich habe tief durchgeatmet und ihr ruhig die Geschichte von Anfang an erzählt.

Warum mich Helmut Ringelmann besetzt hat? Das hatte mit der Hautfarbe nichts zu tun.

Helmut Ringelmann, der Erfinder des Freitagskrimis, von *Derrick*, *Der Kommissar*, *Siska* oder *Der Alte*, ein Produzent alter Schule, der sowohl seinen Beruf als auch die Schauspieler liebte, und sich auch für die Arbeiten anderer interessierte, war mit seiner Frau, Evelyn Opela, einer Schauspielerin, die in den Siebzigerjahren auch oft in *Derrick* und *Der Alte* gespielt hat, im Kino. Sie haben sich *Keiner liebt mich* angeschaut. Und, von wegen keiner liebt mich, sie waren sofort verliebt in mich. Anschließend bot er mir die Hauptrolle in einem 90-Minüter in der Reihe *Der Mann ohne Schatten* an, die er für RTL produzierte.

Das war herrlich. Ich spielte einen korrupten Prinzen (nicht aus Zamunda), eine Art mit allen Wassern gewaschenen Weltbürger, musste nicht gebrochen deutsch radebrechen und durfte im Film ganz ungeniert meinen Leibwächter

erschießen und meine Geliebte erstechen. Heutzutage dürfen die Schwarzen, wenn sie überhaupt wesentlich auftauchen, meist politisch korrekt nur die Guten sein, damit der doofe Fernsehzuschauer, Redaktionsmeinung, nicht sagt „Jahahaaa, so sind'se! Ich wähl jetzt sofort Protest!“

Ich habe von einem Tatort-Redakteur gelesen, dass Ausländer oder Migranten oder Andersfarbige im Tatort nie die Mörder sein werden, oder wenn, dann würden wahrscheinlich immer die Umstände schuld sein, die ihn dazu getrieben haben. Ein merkwürdiger Positivrassismus. Deutschland ist ein Krimiland, gefühlt sind achtzig Prozent aller TV-Produktionen Krimis, es gibt unendlich viele Soko- und 22 Tatort-Teams. Wir sehen jeden Tag zig Krimikonstellationen im Fernsehen, aber dass der Schwarze der Täter ist, wirst du nicht erleben. Ringelmann war das egal, er zeigte, dass auch ein Schwarzer böse sein konnte. Weil auch Schwarze voll normal sind, auch schlechte Gefühle in sich haben, böse, egoistische, aus Eigennutz handelnde Täter sein können.

Ich war in *Der Mann ohne Schatten: Königsmord* ein afrikanischer Prinz, der aber perfekt deutsch sprach, weil er in Deutschland studiert hat. Das gibt es ja nicht selten, dass die Kinder zweifelhafter Herrscher in Deutschland studieren, und dann eben nicht gebrochen daherreden. Ich fand das jedenfalls klasse: Ich war der Täter, ich habe eine Geisel genommen, es gab am Ende einen Showdown auf dem Flur eines Nobelhotels.

Bei den Dreharbeiten passierten lustige Dinge: Ich stand als Prinz im Münchner Sheraton Hotel in der Nähe des Eingangs, in einen edlen Armani-Anzug gewandet, Licht, Kamera und Ton waren gerade fertig geworden und meine Maskenbildnerin Evelyn verzog sich aus dem Bild. Ich wartete auf ein Zeichen des Regisseurs, um dann die Lobby in Richtung Rezeption zu durchqueren, da die von mir gespielte Figur im Hotel eine Suite bewohnte, als plötzlich die Eingangstür neben mir aufflog, ein Geschäftsmann eintrat, der offensichtlich nicht bemerkte, dass er in Dreharbeiten platzte, mich kurz musterte, seinen Koffer neben mir abstellte und mich fragte, wo die Rezeption sei. Ich nahm seinen Koffer, sagte „Folgen sie mir, Sir“ und brachte ihn dahin. Dann ging ich auf meine Markierung zurück und schaute zur Empore, auf der das komplette Team inzwischen vor Lachen zusammengebrochen war. Der Mann weiß sicher bis heute nicht, was der Grund des Gelächters gewesen sein könnte. Verrückte Filmleute, wird er sich

gedacht haben und verschwand nach seinem Check-in im Fahrstuhl. Bisschen Trinkgeld hätte ich allerdings schon erwartet.

Es war ein schönes Arbeiten mit dem Regisseur Gero Erhardt, und wir sollten in Zukunft noch des öfteren bei *Der Alte* aufeinandertreffen. Aber erst einmal bot mir Helmut Ringelmann die nächste Hauptrolle an. Es handelte sich um eine Folge *Derrick*, die *Eine kleine rote Zahl* hieß und in der ich einen Kleinkriminellen spielte, der allerdings vor Mord nicht zurückschreckte. Ich wollte die Rolle relativ charmant und sympathisch anlegen und der Regisseur Eberhard Itzenplitz ließ mich gewähren. Warum sollen alle Kriminellen denn nach Schema F immer fürchterlich klischeehaft böse sein, fies gucken und höhnisch lachen? Und sind die Menschen, die uns am meisten verletzen, nicht die, die vorher unser Herz gewonnen haben?

Der Dreh artete insofern aus, da wir durch doofes Wetter und einen sehschwachen Kameraassistenten, der es selten schaffte, die Schärfe richtig zu ziehen, noch zwei Tage nachdrehen mussten. Ich glaube, ich bin der Einzige, der bei einem *Derrick*, der damals an 14 Arbeitstagen gedreht wurde, 16 Drehtage hatte. Und einen Tag davon ständig auf der Flucht war, weil ich im Film zwei Minuten vor der Polizei davonrannte, das aber in der Realität einen kompletten Drehtag tun musste, weil der Kameraassistent es nicht schaffte, meine rennenden Beine scharf zu stellen.

Ich kam mir irgendwann vor wie die damals ständig siegende Langstreckenikone Uta Pippig und hatte am nächsten Tag einen Muskelkater, dass ich kaum aus dem Bett kam. Ich stand ja nicht im Training und war ungedopt.

Für das Casting hatte sich Ringelmann übrigens viel Zeit für mich genommen. Auch das gibt es heute kaum noch. Im Großen und Ganzen werden sowieso immer die selben Nasen besetzt, bei denen man weiß, was sie spielen werden. Deswegen finde ich Krimiserien meist relativ langweilig. Oft wird das lapidar damit begründet, dass das Publikum diesen oder jenen Schauspieler sehen will, aber mal ehrlich: Wenn ich mich mit einem Bild einer, bei den Redaktionen und Eastern „angesagten Schauspielerin“, auf die Straße stellen und fragen würde, wer das ist, würden neunzig Prozent nicht wissen, wie sie heißt. Oder höchstens: „Das ist doch die ... ähhmmm ... na ... ähhm ... die da in dem einen Krimi mitspielt. Und hat die nicht auch ... ähhmm ...“

Castings gibt es zwar auch heute, aber die geheime Macht in Deutschland

liegt längst bei den TV-Redakteuren. Regisseure haben gar nicht mehr so viel zu melden. Der wunderbare Regisseur Hartmut Griesmayr, der um die 50 Folgen für den *Alten* geschrieben und gedreht hat, wollte zum Beispiel in einer Folge unbedingt die großartige Floriane Daniel besetzen, die wiederum die Hauptrolle in meinem *Weiber*-Film spielt. Die zuständige ZDF-Redakteurin mochte allerdings Floriane überhaupt nicht, und deswegen bekam sie diese Rolle auch nicht. Obwohl sie die wirklich Beste für diese Rolle gewesen wäre. Griesmayr hat es tatsächlich mehrfach versucht, sie beim *Alten* unterzukriegen, er hat es nicht geschafft. Die Redakteure haben ihren eigenen Kopf und die Macht. Es gibt da kaum Mut zum Risiko, weil das, was sie schon als Risiko einstufen, eigentlich Weltnormalzustand ist. Sie haben keine Lust mehr am Entdecken, dadurch wird auch immer auf Nummer sicher besetzt.

Ich bin im Förderverein der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“. Ich gehe immer zum Intendanten-Vorspiel, weil mich das interessiert, aber ich habe da noch nie einen Redakteur vom Film und Fernsehen gesehen. Sie könnten ihre Trutzbürg am Lerchenberg verlassen und eine Dienstreise unternehmen, und sich zwei Tage lang einen kompletten Schauspiel-Jahrgang anschauen, könnte ein hübscher Betriebsausflug sein. Aber das passiert nicht.

Nichts gegen meine schauspielenden Kollegen, aber es herrscht eine gewisse Langeweile, die sich einstellt, wenn ich immer die gleichen Gesichter auf dem Bildschirm sehe. Das dann darauf zu schieben, dass dieser oder jener Kollege Quote machen würde, das halte ich, ehrlich gesagt, auch für Quatsch. Das funktioniert in diesem Land vielleicht bei drei Leuten: „,... ähhmm...“

Das mit der Quote ist sowieso ein bisschen albern, wenn ich sehe, wie die Ansprüche an die Quote heutzutage geschrumpft sind. Wenn fünf Millionen einschalten, ist das eine Superquote und es wird in großen Jubel ausgebrochen. Das heißt aber, dass es 77 Millionen nicht gesehen haben. Und ich sag mal: Fünf Millionen schalten sowieso ein, denen ist es egal, was für ein Freitagskrimi mit wem läuft, Freitag ist Krimitag. Seitdem ich beim *Alten* rausgeflogen bin, bekomme ich tatsächlich immer noch den einen oder anderen Protest-Brief, beziehungsweise gibt es jede Menge „Solidarisierungen“ über meine Accountseiten bei Instagram und Facebook,

aber trotzdem schalten freitags beim neuen *Alten*-Team nicht weniger ein als zuvor. Warum auch sollten die Zuschauer denn ihre Sehgewohnheiten ändern?

Dazu gehört auch, dass man über die jeweilige Folge meckert und rüde im sozialen Netzwerk rumkommentiert. Aber am nächsten Freitag ist man wieder dabei. Das sind traditionelle Sendeplätze, da kannst du senden, was du willst, Hauptsache es ist Krimi. Die höchste Einschaltquote bei einem *Alten*, bei dem ich mitgespielt habe, waren 8,8 Millionen. Das ist heute nicht mehr vorstellbar, es sind im Prinzip immer um die fünf Millionen, auch seit meinem Ausstieg sind es nicht mehr oder weniger geworden.

Ich habe von einer Casterin gehört, ich sei jetzt „verbrannt“. Dadurch, dass ich 18 Jahre lang in einer Serie war. Ich frage mich: Wieso das denn, bei wem bin ich denn verbrannt? Doch nicht etwa beim Publikum? Wenn Julia Roberts *Pretty Woman* gespielt hat, und die Leute dreißig Jahre später bei Julia Roberts immer noch an *Pretty Woman* denken, und den Film zum zweihundertsten Mal sehen, verbrennt sie dann auch?

Wieso sollte ich denn bei den fünf Millionen, die mich Freitag für Freitag erlebt haben, „verbrannt“ sein? Die haben mich doch gern beim *Alten* gesehen, vielleicht würden die mich auch gern in anderen Formaten und Rollen des Senders sehen?

Es gibt wahnsinnig viele Zuschauerfragen auf meinen Internet-Accounts: Wann sind Sie denn mal wieder zu sehen? Ich antworte: „Ich kann mich schwer allein besetzen, schreiben Sie doch zum Beispiel an [zuschauer@zdf.de](mailto:zuschauer@zdf.de) und fragen sie mal nett nach.“ Doch wahrscheinlich kennt mich da keiner mehr.

Aber zurück ins Büro der Sogenannten: Nach ihrer Behauptung, ich sei nur meiner Hautfarbe wegen engagiert worden, schilderte ich sachlich, wie ich zu *Der Alte* kam. Helmut Ringelmann, der Produzent des *Alten*, rief mich eines Tages an und sagte mir, dass Charles M. Huber, mein Vorgänger beim *Alten*, krank geworden sei, ob ich ihn vertreten könnte. Ich meinte: „Hm, einfach so vertreten, das finde ich doof, ich komme gern als sein Bruder, aber nicht als die olle Henry Johnson (den Charly Huber gespielt hat). Meinetwegen schreibt mir zwei, drei Sätze über eine Bruderkonstellation, im Krimi lässt sich das verkaufen, da lässt sich alles machen. Aber nicht die gleiche Rolle wie Charly Huber, nach dem Motto, das merkt ja keiner, wir Schwarzen“

sähen doch alle gleich aus.“ Daraufhin lachte Ringelmann sehr und rief: „Nein, nein das ist überhaupt kein Thema.“ Ich sagte: „Du kannst die Figur ja auch ganz weglassen“, woraufhin er meinte, dann würde eine Farbe im Team fehlen. Daraufhin habe wiederum ich sehr gelacht und zugesagt.

Das war nun wirklich anders, als die sogenannte Produzentin es zu Beginn unseres Gesprächs formuliert hat. Also, dass ich bei *Der Alte* nur wegen meiner Hautfarbe besetzt worden wäre. Ringelmann hatte mich ungezwungen und gern auch schon zuvor besetzt, diese Rolle in *Derrick* war nicht mal zwingend schwarz. Die in *Der Mann ohne Schatten* auch nicht. Das hätte auch ein weißer Adliger von sonstwo sein können, gerade in europäischen Waffendeals spielen doch eher jede Menge Weiße gewichtige Rollen.

Ich bin nach München geflogen und dort sagte mir Ringelmann, naja, April, April, Charly Huber sei nicht krank, man habe sich getrennt und er böte mir die Rolle an. Die könne ich so lange spielen, wie ich möchte, durchgängig, ich wäre der Neue im Team. Ich saß versunken in einem riesigen Ledersessel aus dem letzten Jahrhundert vor einem der bedeutendsten deutschen Fernsehproduzenten und dachte nur: Huch! Das klingt saugut!

Allerdings hoffte ich, dass er mir nicht die Frage stellte, wie mir *Der Alte* eigentlich gefiel. Ich hatte nämlich noch nie eine Folge gesehen, ich hatte in diesem Alter und zu der Zeit anderes zu tun, als freitags um 20.15 Uhr vor der Glotze zu sitzen.

Ich habe einen Moment nachgedacht und gesagt: „Na gut, ich habe mir jetzt auch schon einen Namen überlegt, Axel Richter.“ Der ist mir wirklich im Flugzeug eingefallen, weil ein Ex-Liebhaber von mir so hieß. Ich fand das aber treffend, Axel ist ein knapper Rufnahme, und Richter hat was mit Gerechtigkeit zu tun, ich dachte, für einen Kommissar kein schlechter Name, außerdem gewöhnlich, nichts Exotisches. Ringelmann meinte: „Ja, klingt gut, machen wir.“ In den ersten beiden Drehbüchern, die ich bekam, stand dann zwar noch Henry Johnson drin, aber es wurde Axel Richter daraus. Und schon das zweite Drehbuch wurde so bearbeitet, dass meine Rolle um Einiges größer wurde und mehr zum Spielen hergab.

Am nächsten Tag bin ich mit der genialen Kostümbildnerin Diemut Remy Klamotten kaufen gegangen, ich brauchte ja was zum Anziehen, und dann stand ich am Set. Ich hatte mir ausbedungen, erst einmal drei Folgen abzuwarten und dann zu entscheiden, ob ich wirklich bleibe. Ich kannte

weder die Kollegen, noch wusste ich, was für ein Klima in der Produktion herrscht. Konnte auch sein, dass die Kollegen Charly Huber nachtrauern und seinem Nachfolger distanziert gegenüber sein würden. Aber die haben mich mit offenen Armen empfangen. Nach einem halben Drehtag war mir so, als hätte ich schon seit Jahren mit ihnen gearbeitet. Am Ende des Drehtages kamen alle drei, Rolf Schimpf, Michael Ande und Markus Böttcher zu mir, und Rolf sagte, dass sie es wirklich großartig fänden, wenn ich einfach ja sagen und weitermachen machen würde.

Am zweiten Drehtag war mir das schon vertraut, am dritten habe ich mich geärgert, dass ich schon wieder nach Berlin zurückfliegen musste. Ich freute mich mich auf die nächste Folge, damals wurde noch 12 Folgen im Jahr gedreht, jetzt sind es nur noch sieben oder acht. Ich habe bereits während der zweiten Folge meiner Agentin Margarete Kling gesagt, dass ich da sicher durchgängig einsteigen werde. Wenn es einen Jahresvertrag gibt. Sie hat damit noch ein bisschen zurückgehalten, was aber normal ist bei Agenten, um die Gage ein bisschen besser zu verhandeln.

So habe ich das der Produzentindarstellerin erzählt. Ich habe keine Ahnung, was sie dachte. Wahrscheinlich: Charly Huber hörte auf, Ringelmann brauchte einen Schwarzen, einen anderen kannte er nicht, also hat er Sanoussi-Bliss angerufen. Nachdem ich ihr die Geschichte erzählt hatte, gab es noch ein bisschen Wortgeplänkel und dann stand ich nach einer Dreiviertelstunde wieder auf der Straße und dachte: Puhhh, was war das denn, bitteschön?

Wir hatten uns zwar mit üblichen Küsschen verabschiedet, aber ich wusste nicht: Wozu war ich da gerade gebeten worden? Beim Drehen ging zunächst alles weiter wie bisher. Im nächsten und im übernächsten Drehbuch hatte ich immerhin wieder sieben oder acht Drehtage, das war okay. Ich war auch wieder am Tatort dabei, aber eines Tages rief meine Agentin an und sagte: „Du glaubst es nicht, aber die kippen Markus und dich aus der Pauschale.“

Mit einer Pauschale wirst du nach durchschnittlichen Drehtagen bezahlt, nicht pro Drehtag. Es kann sein, dass du nur drei Drehtage von 13 in einer Folge hast, es kann aber auch sein, dass es 13 von 13 sind. Ich hatte pauschal acht/neun Tage und dadurch immer ein gleiches Einkommen. Wenn du doch mal hinmusst, zum Beispiel zum Nachsynchronisieren, ist das egal, dafür gab es den Rahmenvertrag von ZDF. Der beinhaltete auch, dass du vorrangig für

diese ZDF-Produktion zur Verfügung stehen musst, du kannst nicht so einfach andere Film- oder Theaterrollen annehmen. Das ist natürlich karrieretechnisch nicht immer von Vorteil, du gibst für Sicherheit deine Flexibilität auf, die in unserem Beruf eigentlich ziemlich wichtig ist.

Plötzlich fielen Markus und ich also aus der Pauschale. Wir wurden nur noch nach tatsächlichen Drehtagen bezahlt, und von da an wurden unsere Drehtage auch von Drehbuch zu Drehbuch weniger. Dann weißt du einfach: Hier stimmt etwas nicht.

Deshalb schrieb ich besagten Brief an den ZDF-Intendanten Dr. Thomas Bellut und hatte in der Zwischenzeit eine Antwort von ihm bekommen, die ich hier nicht vorenthalten will.

*Zweites Deutsches Fernsehen  
Anstalt des öffentlichen Rechts  
ZDF • 55100 Mainz  
Der Intendant*

*Sehr geehrter Herr Sanoussi-Bliss,  
vielen Dank für Ihre Schreiben, deren Beantwortung ich hiermit gerne  
nachkomme. Mir ist natürlich bekannt, dass Sie bereits seit vielen Jahren  
fester Bestandteil unseres Freitagskrimis „Der Alte“ sind und als Assistent  
Axel Richter Ihren nunmehr dritten Chef bei den Ermittlungen unterstützen.  
Das gibt mir die Gelegenheit, mich auf diesem Weg noch einmal für Ihre  
geleistete Arbeit und Ihr Engagement bei unserem Krimiklassiker über eine  
solch lange Zeit hinweg zu bedanken. Und ich freue mich, dass Sie durch Ihre  
Mitwirkung beim „Alten“ inzwischen das ZDF als Ihren Heimatsender  
empfinden und sich unserer großen Schauspielerfamilie als zugehörig  
betrachten.*

*Ich kann verstehen, dass die an Ihre Agentin herangetragene Veränderung  
Ihres Vertrages – in Form einer zukünftigen Bezahlung nach Drehtagen und  
einer Verabschiedung von der Pauschale – bei Ihnen Bestürzung und  
Verunsicherung ausgelöst hat. Keinesfalls handelt es sich hierbei um eine  
Degradiierung oder gar geringere Wertschätzung, wie Sie schreiben, das  
möchte ich Ihnen versichern. Bitte lassen Sie mich im Folgenden die Gründe  
erläutern:*

*Wie Sie wissen, ist das ZDF seit geraumer Zeit damit beschäftigt, die an uns herangetragenen Sparvorgaben umzusetzen, sowohl im personellen als auch im produktionellen Bereich. Das sind Notwendigkeiten, denen sich sämtliche Mitarbeiter stellen müssen. Die Redaktionen des Senders sind gebeten, gemeinsam mit dem internen Produktionsmanagement und den Produktionsfirmen die Reduzierungen bei ihren jeweiligen zu verantworteten Formaten umzusetzen. Diese Kürzungen betreffen bereits seit mehreren Jahren auch unsere Krimi-Produktionen am Freitag, deren Budgets regelmäßig einer moderaten Kostenanpassung unterzogen werden. Sie berühren alle Bereiche und Gewerke, die Gesamtanzahl der Drehtage, die auch beim „Alten“ in 2014 gesenkt werden wird, aber auch die Gagen unserer langjährigen Schauspieler. Es handelt sich hierbei nicht um einen redaktionellen Alleingang, sondern um eine mit der Hauptredaktion, dem Produktionsmanagement des ZDF und der Produzentin abgestimmten Vorgang.*

*Sehr geehrter Herr Sanoussi-Bliss, bitte seien Sie versichert, dass man Sie nicht auf ein „Minimum zurückstutzen“ möchte. Auch ist man weit davon entfernt, Sie ins Aus schreiben zu wollen. Redaktion und Produktion wollen gerne an Ihrer Figur Axel Richter festhalten, umso mehr natürlich, wenn der Sender weiterhin mit Ihrem Engagement und Ihrer Loyalität rechnen kann.*

*Eine Modernisierung beim „Alten“, die gleichwohl die Grundfesten des Krimiklassikers unangetastet lässt, findet kontinuierlich in der Dramaturgie und in der Art der visuellen Umsetzung statt. Der hierbei notwendige Spagat zwischen Tradition und Moderne wird sowohl von Produktions- als auch Redaktionsseite meiner Meinung nach gut gemeistert. Ich bitte Sie darum, Frau Groß bei der inhaltlichen Arbeit Vertrauen zu schenken. Wenn Sie Gesprächsbedarf haben, steht sie Ihnen – wie allen anderen Schauspielern – zur Verfügung, Sie können Frau Groß jederzeit gerne anrufen oder persönlich treffen.*

*Sehr geehrter Herr Sanoussi-Bliss, hoffentlich ist es mir gelungen, Ihren Brief ausreichend zu beantworten. Ich hoffe außerdem sehr, dass es zu einer Einigung zwischen Ihnen, dem Sender und der – von unserer Seite sehr geschätzten – Produzentin Prof. Dr. S.P. und damit zu einer Fortführung der Zusammenarbeit kommen wird. Nun freue ich mich auf neue Folgen von „Der Alte“ im nächsten Frühjahr.*

*Herzliche Grüße!  
Dr. Thomas Bellut“*

Tja. In der Hauptsache einfach mal schnöde gelogen. Und da hat er doch am Schluss der sogenannten Produzentin, deren Namen ich in seinem Brief abgekürzt habe, sogar noch einen Doktortitel verpasst. So fix geht das. Ich spendiere gern noch ein adliges „von“, falls Bedarf.

Die Wirklichkeit sah zu dieser Zeit aber schon ganz anders aus, wie ich bald erfuhr.

Als Bellut diese netten Zeilen schrieb, wurde nachweislich schon lange nach einem Nachfolger für mich gesucht.

Ich war zu diesem Zeitpunkt 17 Jahre beim *Alten* und im ZDF. Und ich hatte natürlich ein Zugehörigkeitsgefühl entwickelt. *Der Alte* war die erfolgreichste Freitagabendserie, die sie hatten, *Derrick* wurde in 92 Länder verkauft, *Der Alte* in 107. Natürlich gehört man dann zum Sender, ist ein Sendergesicht, die Verbundenheit wäre in einem anderen Job und einer anderen Firma nach so langer Zeit sicher ganz genauso.

# **GITTA UHLIG**

---

## **CASTING**

- Casting-Aufruf -

### **Der Alte**

#### **PROJEKTBESCHREIBUNG / ROLLENBESCHREIBUNG**

Für die renommierte ZDF-Krimi-Reihe „Der Alte“ suchen wir nach

einem männlichen Darsteller *für eine durchgehende Rolle*, im Alter von 25 bis 30 Jahren. Bewerbungen von älteren Darstellern werden leider nicht berücksichtigt.

Zu einer hervorragenden schauspielerischen Leistung sollte sein ethnisches Erscheinungsbild auf einen Migrationshintergrund zurückführen. Ansonsten wird eine positive, sympathische, lebensbejahende und nicht aggressive Ausstrahlung gesucht.

#### **KERNDATEN DES PROJEKTS**

Projekt: „Der Alte“  
Drehzeitraum: geplant von Februar bis Mitte Dezember 2015  
Regie: n.n.  
Produktion: Neue Münchener Fernsehproduktion  
Drehort: München  
Sender: ZDF  
Rolle: „Starsky“, Ermittler

**Hierzu bitten wir um zeitlich geklärte Vorschläge mit  
aktuellerem Foto, Vita- und Videolink.**

**Für Rückfragen bzw. weitere Informationen wenden Sie sich bitte ausschließlich an:**

**GITTA UHLIG CASTING | [uhligcasting@googlemail.com](mailto:uhligcasting@googlemail.com)**

Der Casting-Aufruf kursierte bereits, als Belluts Brief mich erreichte.

Aber auf einmal wurde ich nicht mehr zum ZDF-Sommerfest eingeladen. Oder auf die Wiesn. Das war eine PR-Aktion, ich bin da nicht wirklich gern hingegangen, aber wenigstens eine halbe Stunde, für ein paar Fotos; Ringelmann hatte immer darauf bestanden. Wenn eine riesige Menschenmenge in einem Zelt singt und trinkt, wird mir immer ganz anders. Nichts gegen die Bayern und die Wiesn, aber ich habe mich nicht darüber definiert, wie oft mein Antlitz im Fernsehen zu sehen ist, ich trage diesen Dünkel nicht mit mir herum, aber wenn man dann über die Wiesn geht und einen jeder Dritte halbbesoffen anspricht: „Hallo, Herr Kommissar, werdi jetzt verhaftet?“, dann löst das in mir nicht unbedingt Begeisterung aus.

Aber wenn man zu so einem eigentlich obligatorischen Termin nicht mehr eingeladen wird, stimmt was nicht. Wenn jedoch keiner mit dir über deine Ahnungen spricht und der Intendant des Senders dir zu verstehen gibt, nein, nein, es ist alles in Ordnung, dann willst du andererseits auch keine Drama-Queen sein. Wir Schauspieler sind ja immer ein bisschen dramatischer, ein bisschen lustiger, überdrehter oder auch zu Tode betrübter als andere, die eher mal sagen: „Ja, nun mach langsam.“ Für uns Schauspieler geht die Welt schneller unter. Oder die Sonne schneller auf. Drum sind wir ja Schauspieler. Wir sind ja darauf geeicht, unsere Gefühle zu zeigen. Das machen wir den ganzen Tag am Set, bei Bühnenproben.

Dass man so ist, das sensibilisiert einen für diesen Beruf. Selbst wenn man sich verstockt gibt. Ein Götz George war bestimmt nicht das Arschloch, als das er in der Öffentlichkeit rüberkam. Der war garantiert ein hochsensibler Typ, der seine Ruhe haben wollte. Deswegen ist er nach Sardinien geflüchtet.

Es gibt andere, die nur übers Publikum funktionieren, aber das sind dann keine Schauspieler, sondern Unterhaltungskünstler, jemand wie Thomas Gottschalk.

Der setzt sich natürlich in den Biergarten, oder geht auf die Wiesn, um natürlich auch als Thomas Gottschalk erkannt zu werden. Und er regt sich sicher nicht darüber auf, wenn jemand auf ihn zukommt und sagt: „Wetten, dass ... Sie nicht zehn Maß schaffen?“

Es gab also untrügliche Anzeichen, dass ich rausgekickt werde. Ich fragte mich natürlich, wieso, ich machte doch immer noch die gleiche Arbeit wie zuvor und so gut ich konnte, es hatte sich ja nichts geändert. Vor allem ärgerte mich die Unaufrechtheit, jeder merkte, dass hier etwas in der Luft

lag, aber alle taten so, als wäre alles in Ordnung. Man umschifft hierzulande ja gern heikle Themen, man redet zum Beispiel untereinander nicht über Gagen, warum auch immer, wahrscheinlich, weil wir so eine Neidgesellschaft sind.

Ich wußte natürlich, mir geht es gut, auch als die Pauschale wegfiel, ich dachte, damit komme ich trotzdem super übers Jahr. Ich habe lange mit meiner Agentin gesprochen, aber was bleibt denn? Natürlich akzeptiert man die Bedingungen, die der Arbeitgeber diktiert. Mit einem großen Knall aussteigen? Dafür habe ich zu gut verdient. Dafür gab es auch schon zu tiefe, quasi familiäre Bindungen, zum Team, zum *Alten* überhaupt. Wenn wir im Sommerurlaub waren – es gab im Sommer fünf, sechs Wochen Pause – und es ging dann so langsam auf die nächsten Drehtage zu, dann kam schon mal eine SMS von Markus: Na, alles in Ordnung? Oder von Michael Ande. Oder man schrieb selbst, weil man sich schon freute. Der Aufnahmeleiter rief an und fragte nach, ob das Drehbuch angekommen sei. Es fühlte sich an wie in der Kindheit: Die großen Ferien sind vorbei, und man freut sich schon auf die Schule, auf die Freunde, die man wieder sieht. Das hatte nichts Abgefucktes, Routiniertes, ich mochte den Job wirklich sehr.

Ich habe mit der Crème de la Crème der deutschen Schauspieler zusammengearbeitet, die allein deswegen da mitgemacht haben, weil *Der Alte* Kult war und ist. Oder weil sie Ringelmann viel zu verdanken hatten, er sie vor Jahren beim *Alten* oder bei *Derrick* besetzt hatte, obwohl noch kein Schwein sie kannte. Uwe Ochsenknecht hat sogar für uns mal eine Tagesrolle angenommen, als Barmann mit 5 Sätzen. Ohne Dünkel. Heiner Lauterbach, Ulrike Kriener, Katrin Sass, Suzanne von Borsody, Nicole Heesters, Ursula Lingen, Susanne Uhlen, Gisela Uhlen, Conny Froboess und so weiter und so fort. Oder Gudrun Landgrebe gleich bei meinem ersten Dreh. Und ich bin auch als Vollprofi noch später ab und an in Ehrfurcht erstarrt: Oh, Gott, Elisabeth Volkmann gibt es ja wirklich!

Ich hatte in den 18 Jahren mit 1 500 bis 1 800 Kollegen zu tun, mit manchen öfter, mit manchen nur einen halben Drehtag. Das war wunderbar, auch wenn mich manche gefragt haben, wie das denn ist, wenn man das tausendste Mal fragt: Wo waren Sie gestern zwischen 22.00 Uhr und 22.30 Uhr? Geht dir das nicht auf den Keks? Nein! Erstens habe ich Schauspiel studiert, ich kann diese Frage auch variieren, und zweitens kam es auch

immer drauf an, wen man fragte. Und ich durfte sie meist den Besten dieses Landes stellen.

Das war das Schöne bei der Rolle Axel Richter, die Rolle hätte auch ein Weißer spielen können. Und das war das Gute an Ringelmann, der Leute wie mich besetzt hat, ohne dem Zuschauer mit einem einzigen Wort zu erklären, warum der so aussieht. Es ist in den 18 Jahren nicht einmal passiert, meine Agentin hat mir die Zuschauerpost wirklich ungefiltert weitergeleitet, das jemand diese Frage gestellt hat: Was macht eigentlich ein Schwarzer in dieser Serie? Das Publikum ist da um einiges weiter als die meisten Filmschaffenden im verpupsten Deutschland.

Es gab vor ein paar Jahren einen Aufruf vom Bundesverband Casting, dass ein Dr. Müller auch eine Frau sein kann. Und dass diese Frau auch schwarz sein darf. Da war Ringelmann seiner Zeit voraus. Nicht der Zeit des Publikums, sondern der der Filmemacher, womit alle gemeint sind, die am Filmemachen beteiligt sind. Und wenn 2007 von den Sendern und Machern so ein Selbstverpflichtungspapier zur Diversität verabschiedet wird, und ich mich heute in TV und Kino umgucke, kann mir nur schlecht werden.

Lange Zeit war ich der einzige Schwarze in einer deutschen TV-Serie. Zum mindest der einzige, mit einer durchgängigen Rolle. Ja, es gibt eine schwarze Nonne in *Um Himmels Willen*. Aber ansonsten: niemand. Wie arm für dieses Land.

Vor allem dort, wo Schwarze auf jeden Fall hingehören, zum Beispiel in eine Krankenhausserie wie *In aller Freundschaft* – nichts. Gehen wir doch mal in ein reales Krankenhaus und schauen uns um: Die Ärzte sind Ausländer, Migranten, schwarze Deutsche, was auch immer. Und beim Pflegepersonal sind die weißen Biodeutschen als Schwester oder Pfleger doch mittlerweile in der Minderheit. Im Fernsehen, in einer deutschen Krankenhaus- oder Arztserie ist davon nichts zu sehen. Das ist heftig. Selbst wenn in Deutschland jetzt moderne Netzserien für Amazon oder Netflix produziert werden, wir finden kaum statt. Ich bin, ehrlich gesagt, ziemlich pessimistisch, dass sich das bald ändern wird, ich werde das wohl nicht mehr erleben.

Bei uns staunen die TV-Redakteure darüber, wie es denn sein kann, dass zwölf Millionen Menschen in einen Film gehen, in dem ein französischer

Schwarzer, den hier vorher wirklich niemand kannte, und ein behinderter Rollstuhlfahrer die Hauptrollen spielen. Wieso waren die Leute so begeistert von *Ziemlich beste Freunde*? Das ist für sie ein Rätsel. Sie kommen nicht mal darauf, dass sie auch hierzulande einfach mal Schwarze in schönen Hauptrollen besetzen könnten.

Ich weiß von mindestens 150 ausgebildeten schwarzen Schauspielern, die lediglich von der Hand in Mund leben. Oder sich mit Lesereisen mit Nelson Mandelas Lieblingsmärchen über Wasser halten. Das passt ins Klischee, dafür werden sie gebucht. Im Hintergrund leise Trommelmusik, vielleicht aus *König der Löwen*, damit es nicht gar so unbekannt ist, und vorne sitzt dann der schwarze Schauspieler und liest ein bisschen was „Exotisches“ vor.

Studierte Schauspielerinnen halten sich mit Yoga-Kursen oder Kellnern über Wasser, was natürlich zuweilen auch für weiße Schauspieler gilt, ich weiß. Ich habe einmal einen Drehtag mit Dorothé Reinoss verbracht, in einem Film von Sheri Hagen spielte sie meine Frau. Nach dem Tag habe ich zu ihr gesagt, du, ich kann dich auch mit in die Stadt nehmen, und sie meinte, nee, sie müsse noch in eine ganz andere Ecke. Ich habe sie dahingefahren, in eine Kneipe. Ich sagte: „Du ich komm noch mit rein auf einen Absacker.“ Da meinte sie: „Nee, ich muss da kellnern!“ Es dauerte, bis mir ein Licht aufging, dass diese Frau, mit der ich gerade einen kompletten Drehtag verbracht hatte, sich damit über Wasser hielt, dass sie jede Nacht in dieser Kneipe kellnerte, und nebenbei auch noch als Fitnesstrainerin arbeitete.

Wir schwarzen Filmschaffenden haben versucht, uns zu vernetzen. Leider waren wir uns nicht sehr grün, es ging schon mit einem Streit um Begrifflichkeiten los. Man kommt ziemlich schnell ins Schleudern, wenn man politisch immer korrekt sein will. Ich gender zum Beispiel in diesem Buch hier auch mal mehr, mal weniger, wie Ihnen bisher nicht entgangen sein dürfte. Aber manches liest sich gegendert einfach kacke.

Wir Schwarzen bedienen natürlich auch in unserer Blase die komplette Bandbreite von doof bis hochintelligent, von gut bis sauschlecht. Einige tragen ihre Hautfarbe wie eine Fahne vor sich her, wenn ihnen irgendetwas passiert, schieben sie es grundsätzlich auf ihre Maximalpigmentierung. Ich mach das überhaupt nicht. Und wenn du alles, was dir passiert, auf deine Hautfarbe beziehst, dann sitzt du bald nur noch auf der Couch und nimmst übel.

Manchmal, wenn ich in meinem Gym am Rosenthaler Platz in Berlin auf dem Laufband schwitze und nach draußen schaue, kommt es mir so vor, als sei jeder Achte, der draußen vorbeispaziert, schwarz. Und das sind ja nicht nur Touristen. Ach, post mortem, Herr Rademann, „Mulatte“ sagte man nun echt seit Ewigkeiten nicht mehr. Ich gelte auch als schwarz, obwohl ich zusammengemixt bin. „Mulatte“ hat was mit Maultier, einer Mischung aus Pferd und Esel, die nicht fortpflanzungsfähig ist, zu tun. Und das ist nun wirklich keine schöne Anspielung.

Ich überlegte dann nach dem Rausschmiss, ob ich auf Belluts Brief voller Lügen noch reagiere, oder ob das irgendwie egal sei. Ich kam zu dem Schluss, dass es sogar völlig egal ist, ich mir mein enttäuschtes Gedöns aber trotzdem von der Seele schreibe. Wahrscheinlich kam der Brief nicht über das Vorzimmer hinaus, aber mein kleines, schwules Seelchen wäre ein bisschen wieder heile. Gedacht, getan.

*Sehr geehrter Herr Dr. Bellut!  
Lieber Herr Intendant!*

*„Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten!“ Walter Ulbricht*

*Diese Worte fielen mir zu Ihrem Brief an mich in dem Moment ein, als meinem Kollegen Markus Böttcher und mir, nach 28 und 18 Jahren, am 17. September 2014 mitgeteilt wurde, dass wir die Serie „Der Alte“ verlassen müssen und durch jüngere Kollegen ersetzt werden. Und das in knapp zwei Monaten. Wir bekamen unmittelbar nach dieser Verkündung unsere Ausstiegsfolge in die Hand gedrückt. Würdeloser konnte es nicht sein.*

*Ich schrieb Ihnen damals meinen Brief ja erst, weil mir die Vorgänge innerhalb der Produktion Sorgen machten, bzw. ich über zwei Jahre keinerlei Antworten auf von mir gestellte Fragen (Markus Böttchers und meine Reduzierung in den Drehbüchern, Verbannung aus dem Vorspann, was es beim Hauptcast keiner anderen Serie gibt, usw.) erhielt. Weder von unserer sogenannten Produzentin, noch von der inzwischen wegen Betruges gekündigten Redakteurin Sabine Groß, die für uns fast unerreichbar wie auf einem anderen Stern lebte ...*

*Gestatten Sie mir bitte, dass ich einige Passagen aus Ihrem Antwortbrief zitiere:*

*„Sehr geehrter Herr Sanoussi-Bliss, bitte seien sie VERSICHERT, dass man sie nicht auf ein Minimum zurückstutzen möchte. Auch ist man weit davon entfernt, Sie ins Aus schreiben zu wollen. Redaktion und Produktion wollen gern an Ihrer Figur Axel Richter festhalten, umso mehr natürlich, wenn der Sender weiterhin mit Ihrem Engagement und Ihrer Loyalität rechnen kann.“*

*Engagement und Loyalität. Starke Worte, an die ich seit unserem unvermittelten Rausschmiss vor sechs Wochen oft denke ... Ich zitiere weiter aus Ihrem Brief:*

*„Und ich freue mich, dass Sie durch Ihre Mitwirkung beim ‚Alten‘ inzwischen das ZDF als Ihren Heimsender empfinden und sich unserer großen Schauspielerfamilie als zugehörig betrachten.“*

*Das habe ich wirklich bisher. Wie dumm von mir. Am 17. September wurden wir von unserem Producer Felix Fichtner unter falschen Vorzeichen aus dem Urlaub heraus nach München beordert. Es handele sich um ein zwangloses Kennenlernen zwischen den ZDF-Redakteuren und uns. Wer würde da nein sagen, wenn es nach all der langen Zeit endlich einmal dazu kommt?*

*Jan-Gregor Kremp, der immerhin „Der Alte“ ist, hatte z. Bsp. bis zum heutigen Tag keinen Anruf der für uns zuständigen Redakteurin Jutta Kämmerer erhalten, seit Beginn ihrer Tätigkeit für uns vor zehn Monaten ...*

*Das Ergebnis unseres (Markus Böttchers und meines) Zusammentreffens mit ihr dürfte inzwischen im Sender bekannt sein. Das gesamte Treffen war, um ein altes Wort mal zu bemühen, unanständig. Stellen Sie sich vor, Sie gehen zur einer Geburtstagsparty und dann steht dort ein Stuhl in einem Raum, über dem ein leerer Strick baumelt. Das macht man nicht mit Menschen, oder zumindest nicht mit Mitarbeitern, denen man kurz vorher noch versichert hat, dass man sie schätzt.*

*Ich zitiere weiter aus Ihrem Brief:*

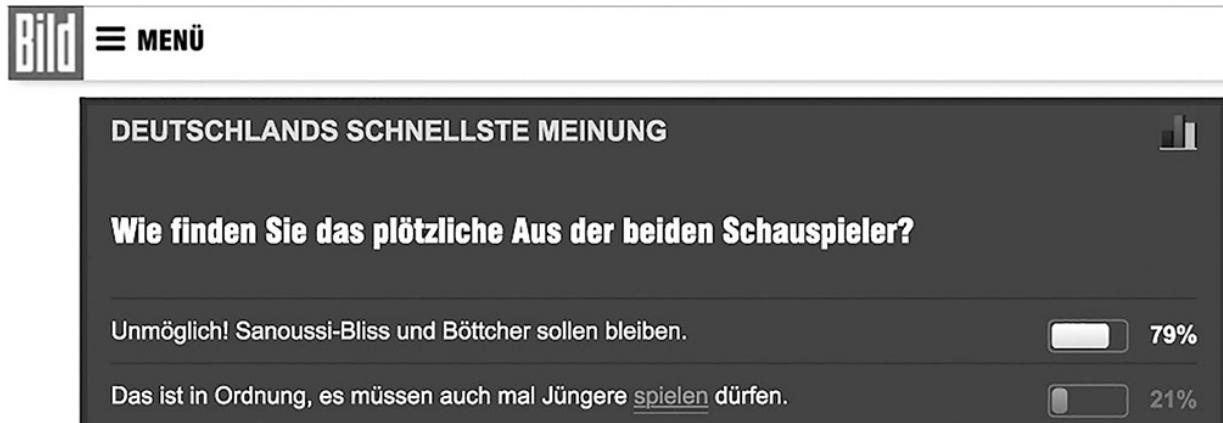
*„Das gibt mir die Gelegenheit, mich auf diesem Weg noch einmal für Ihre geleistete Arbeit und Ihr Engagement bei unserem Krimiklassiker über eine solch lange Zeit hinweg zu bedanken.“*

*Ich, für meinen Teil, bedanke mich bei Helmut Ringelmann, der bis zu seinem Abschied und späterem Tod immer seine Hand über uns hielt. Er liebte seine Schauspieler, interessierte sich bis in die kleinsten Nebenrollen für sie und sprach mit uns Klartext.*

*Und er liebte das Publikum, für das er „Der Alte“ produzierte. Erst durch Beständigkeit ist dieser Krimi zu dem geworden, was er jetzt ist bzw. war. Trotz Umbesetzungen und manchen Widrigkeiten gelang es uns allen vereint immer, das alte Schlachtschiff beim Publikum auf Kurs zu halten. Und das auf hohem Niveau. Die Aussagen dazu selbst auf ZDF.de (!) sprechen keine andere Sprache. Hier ein kleiner Auszug: „Der Alte“ kann nicht mehr ... ein Avantgarde-Krimi sein, der neue Ermittlerfiguren präsentiert. Er widersteht dem Zeitgeist und setzt dafür auf zeitübergreifende Qualitäten.“ Zitat Ende.*

*Natürlich weiss ich, dass „der Sender“ selten Entscheidungen wieder zurücknimmt. Ich bin nicht naiv und verfolge, was die Medien berichten (zumindest die Leitmedien).*

*Das würde im Sender als Gesichtsverlust gewertet und das wäre zu ungewöhnlich und vielleicht auch zu unbequem. Trotz aller Umfragen und Publikumsbeschwerden.*



Online-Umfrage auf bild.de im September 2014

*Ich frage mich allerdings oft, wer sich hinter „der Sender“ verbirgt. Irgendeiner muss ja bei allem die Idee haben, die dann unstillbare Dynamik entwickelt. Egal in welche Richtung und selbst, wenn es das Gegenteil dessen ist, was man eben noch verkündet hat. Sich hinter diesen Begrifflichkeiten*

wie „das ZDF“ und „der Sender“ zu verstecken, ist leider sehr einfach, wenn man nicht öffentlich zu Entscheidungen stehen will.

Wer glaubt denn wirklich, jüngere Kommissare brächten eine jüngere Zielgruppe? Und das in Zeiten, in denen RTL seine Zielgruppe grade um zehn Jahre nach oben korrigiert und Heino in die DSDS-Jury setzt, um älteres Publikum zu gewinnen?

Als Team haben wir bisher hervorragend funktioniert und niemand hat sich in den letzten Jahren mit dem tollen Jan-Gregor Kremp beschwert, dass der Altersunterschied zwischen uns allen nicht groß genug wäre. Das Publikum kann Fiktion und Realität sehr gut auseinanderhalten. „Der Alte“ war die Gemeinschaft der Ermittler und das war gut so und wurde auch vom Publikum so wahrgenommen.

Redakteurin Jutta Kämmerer sagte in unserem nüchternen Kennenlern-Abschieds-Gespräch am 17. September, dass man mit jüngeren Kollegen andere Geschichten zwischen den Kommissaren erzählen könne, z. Bsp. „dass sich mal einer irrt, weil er grade frisch von der Polizeischule kommt.“ Irren ältere Menschen nicht? Was glauben Sie, wie wir uns nach solchen kleinen Konflikten im Team in den Drehbüchern gesehnt haben? Man könne andere Spannungsbögen erzählen, erklärte sie noch. Welche denn, fragte ich, da zwischen uns Kommissaren „Spannungen“ nie eine Rolle gespielt haben?

Und wenn gewünscht, wieso sei das mit unserem eingeschworenen Team nicht machbar? Das ist doch ein Frage der Drehbücher und nicht der Besetzung ... Keine Antwort.

Die Redaktion sagte auch noch, wie zum Trost, dass man meinen Part auch wieder mit einem Kollegen mit Migrationshintergrund besetzen werde. Hierzu stelle ich fest, dass ich keinen Migrationshintergrund habe.

Ich war abschliessend auch noch sehr erstaunt, dass alle am 17. September Anwesenden meinen Brief an Sie und auch Ihre Antwort kannten. Es wurde von allen Anwesenden bestätigt. Es hat mich verwundert, da ich Ihnen persönlich geschrieben hatte. Ich lerne dazu und schicke am besten gleich eine Kopie dieser Mail an Frau Kämmerer.

In meinem Brief an Sie äußerte ich damals die Befürchtung, dass sich mein Fragen um Ihren Rat zu meinem Nachteil auswirken würde. Das hat es. Und ich kann trotzdem gut schlafen und in den Spiegel schauen, da ich nicht wie viele andere meiner Kollegen den Kopf in den Sand stecken werde. Dass Ihre

*Antwort, dass DAS nicht passieren wird, was jetzt passiert ist, nicht zutraf, gehört vielleicht zu einer der Ironien des Schicksals, welche mir die Augen ein bisschen weiter geöffnet haben.*

*Ich habe den „Axel Richter“ 18 Jahre erfolgreich und sehr gern in einem absolut homogenen, und beim Publikum (auch weltweit) äußerst beliebten Team gespielt und hätte das sehr gern auch im Zukunft getan. Aber dieser Verjüngungswahn lässt mir leider keine Chance. Übrigens finden es alle toll, wenn Schimanski selbst mit 70 Jahren noch über die Hecken springt ...*

*„Sehr geehrter Herr Sanoussi-Bliss, hoffentlich ist es mir gelungen, Ihren Brief ausreichend zu beantworten. Ich hoffe sehr, dass es ... zu einer Fortführung der Arbeit kommen wird. Herzliche Grüße! Dr. Thomas Bellut“*

*Das waren Ihre letzten Worte an mich. Was soll man da noch sagen?*

*Mit freundlichen Grüßen!  
Ihr Pierre Sanoussi-Bliss*

Auf diesen Brief bekam ich keine Antwort. Ich war ja weg. Aus dem Auge, aus dem Sinn.

Dann passierte aber noch etwas, was mich ziemlich schadenfroh machte. Ja, ich bin sogar nach Lektüre des Zeitungsartikels der BILD am Sonntag, der mir zugeschickt wurde, mindestens 1:27 Minuten wie Rumpelstilzchen durch meine Küche gehopst. Es ging um die für uns zuständige Redakteurin des ZDF Sabine Groß, die Bellut ja ebenso wie die sogenannte Produzentin in seiner Antwort an mich in den Himmel gehoben hatte.

*ZDF trennt sich von Serienchefin!*

*Die „Küstenwache“, eine TV-Serie, in der die Besatzung eines Wachschiffs im Ostseegebiet Verbrecher jagt, gehört zu den erfolgreichsten Formaten des ZDF. Am 19. April 1997 legte das Polizeischiff erstmals ab, mittlerweile sind 281 Folgen am Vorabend ausgestrahlt worden, durchschnittlich fünf Millionen Zuschauer schalten ein. Der Sender konnte die Serie europaweit verkaufen, in Frankreich, Serbien, Kroatien, Polen, Russland und Rumänien wissen die Menschen jetzt, wie kriminell es an der deutschen Ostseeküste zugeht. Dass allerdings auch die beim ZDF für den Serien-Hit verantwortliche Redakteurin im Trüben fischte, ahnte lange Zeit niemand.*

*Nach Informationen von BILD am SONNTAG hat Sabine G., die beim ZDF auch für Renommee-Projekte wie „Der Alte“ und „Ein Fall für zwei“ zuständig war, ihrem Arbeitgeber bereits vor zehn Jahren mindestens drei Drehbücher für die „Küstenwache“ untergeschoben. Verfasst hatte sie ihr Ehemann Joachim B. unter Pseudonym.*

Damit hatte die Redakteurin jedoch gegen die Compliance-Regeln des Senders verstossen, da es beim Abschluss von Rechtsgeschäften mit Familienangehörigen und Lebenspartnern von ZDF-Mitarbeitern eine schriftliche Genehmigung des Senders bedarf und mit der Verschleierung der Identität und der Familienzugehörigkeit des Autoren ein Verstoß gegen diese Vorschriften vorlag. Das ZDF und die Redakteurin hätten sich im gegenseitigen Einvernehmen getrennt, schrieb die BILD am SONNTAG weiter. Ein Schaden sei, nach Aussagen des Senders, dem ZDF nicht entstanden, die letzten Zeilen des Artikels lassen daran jedoch zweifeln.

*Warum es so lange dauerte, bis der Revisionsabteilung der Regelverstoß der Serienchefin auffiel, ist unklar. Ebenso wie die Tatsache, dass G.s Ehemann unter seinem Klarnamen unbeanstandet fünf Drehbücher für die „Küstenwache“ verfasste, die verfilmt und üppig honoriert wurden. Für das Script eines 40-Minüters werden zwischen 12 000 und 16 000 Euro bezahlt, das Wiederholungshonorar liegt bei 75 Prozent. Wobei nicht wenige bezweifeln, dass Autor B., unter welchem Namen auch immer, sein Geld wert war. Ein Darsteller, der lange Zeit zum Cast der „Küstenwache“ gehörte, sagte BILD am SONNTAG: „Immer wenn wir erfuhren, dass der Mann von Frau G. wieder was geschrieben hatte, ging am Set das Stöhnen los. Ein großes Talent war der bestimmt nicht.*

Diese erwiesenermaßen kriminelle Frau hatte nun nachhaltig mein Leben verändert. Ich habe den ganzen Vorgang auf den letzten Seiten so ausführlich beschrieben, um mal einen kleinen Eindruck zu vermitteln, wie es zwischenmenschlich in unserer Branche zugehen kann.

Aber ich hatte glücklicherweise jemanden zu Hause, der mich auffing. Mein Mann Till, seit 2001 an meiner Seite, kam auf eigenen Wunsch zu meinem letzten Drehtag bei *Der Alte* angereist und war einfach nur da. Mein Kollege

Markus Böttcher und ich baten danach noch zu einer kleinen Abschiedsparty ins Flaschl in der Holzstraße. 'S Franzl, der Besitzer, konnte Unmengen an Geschichten über Freddie Mercurys Zeit in München erzählen. Er gehörte sozusagen zu dessen bedingungsloser Gefolgschaft und ich hörte mir nach Drehschluss gern diese mitunter sehr krassen Storys an. Ich weiß jetzt was, was ihr nicht wisst ...

# Dünneres Eis

Ein Kapitel, das ich persönlich für mich noch gar nicht abgeschlossen habe, ist das Ende meiner Ehe mit Till Kaposty-Bliss, mit dem ich 23 zumeist entspannte Jahre verbringen durfte. Im Januar 2025 hatte ich unsere Trennung auf meiner Facebook-Seite bekannt gegeben. Dort stellte ich klar, dass wir bereits seit August 2024 getrennt sind, dass es nach 23 Jahren Ehe keinen Rosenkrieg gegeben hätte und wir in Freundschaft verbunden bleiben würden. Natürlich sorgte diese Nachricht so kurz vor Beginn des *Dschungelcamps* für ein ordentliches Rauschen im bunten Blätterwald. So war es allerdings auch gedacht. Schon seit Wochen zuppelte RTL nämlich nicht nur an mir, sondern auch an meinem Umfeld herum. Denn natürlich sollte auch mein Mann Teil der Show werden. Am besten inklusive Mitflug als Begleitung nach Australien. Ich habe dann mit Till beschlossen, dass wir mit einem einfachen Post an die Öffentlichkeit gehen. So war ich mir sicher, dass er für den Sender dschungeltechnisch kein Ansprechpartner mehr war und man ihn in Ruhe lassen würde. Wäre ich erst im Dschungel verschwunden gewesen, hätte ich keinerlei Einfluss auf diesbezügliche bunte Schlagzeilen mehr gehabt.

Begegnet bin ich Till zum ersten Mal im GMF. Allerdings eher unbewusst. Das GMF war einer der Berliner Schwulenclubs. Ich musste allerdings erst mal googeln, ob es das Ding überhaupt noch gibt. Die Location war im Sommer 2001 jedenfalls in der Ziegelstraße in Mitte. Dort wiederum landete ich in dieser Nacht nur, weil mein Freund Matthias, nach einem bierseligen Sommerabend auf unserer Dachterrasse beschlossen hatte, sich nicht vom Julio Iglesias, der seltsamerweise plötzlich in den Untiefen meiner Wiedergabeliste auftauchte, in den Schlaf singen zu lassen, sondern der sogenannten GayMF-Night noch einen Besuch abzustatten. Mehr wider als willig schloss ich mich ihm an. Allein mit Julio, das war mir auch nichts.

Wenn ich etwas überhaupt nicht mochte und bis heute nicht mag, dann sind es riesige Schwulenpartys. Deshalb meide ich zum Beispiel auch den CSD. Wider besseres Wissen hatte ich mich vor drei Jahren mal überreden lassen, als Prominenter „Verantwortung zu übernehmen“ und auf einem Wagen mitzufahren. Ich habe es genau einen Kilometer ausgehalten. Nach einer Dreiviertelstunde habe ich gesagt, dass ich aufs Klo müsse, und bin vom Wagen direkt in die nächste U-Bahn gesprungen. Zwanzig Minuten später lag ich auf meinem Sofa und hab mir den CSD noch kurz im Fernsehen angeschaut, wohlig windend, der Sause entkommen zu sein.

Doch zurück ins GMF. Matthias und ich spazieren also ziemlich vorgeglüht da rein und steuern wie magnetisiert sofort und direkt auf einen ziemlich coolen Typen am Tresen zu. Es ist eine Woche vor meinem 39. Geburtstag und ich sag zu Matthias, dass wir zwar schon einige Leute eingeladen haben, aber was er noch von ein bisschen Frischfleisch halten würde. Er grinste zupfdirdochwasraus und verschwand in der Menge. Ich stellte mich also neben diesen Mr. Sexy, bestellte mir was und quatschte ihn direkt an: Ob er nicht Lust hätte, mit mir und ein paar Freunden meinen Geburtstag zu feiern? Klar, sagt er, wir kommen gern. Die Betonung lag auf dem Wir. Erst in diesem Moment realisierte ich, dass neben ihm offenbar sein Freund saß, den ich im Halbdunkel nur so schemenhaft wahrnahm. Während er sich also meine Adresse aufschrieb, bestellte ich mir noch einen Whisky und sah zu, dass ich dieser Situation so schnell wie möglich entkam.

Eine Woche später, an meinem Geburtstag, klingelte es zu später Stunde und ich wartete – schon reichlich angetützt – an der Wohnungstür mit Blick auf den Fahrstuhl, der sich wenig später eine halbe Etage tiefer öffnete. Ein Mann stieg aus, der von Stufe zu Stufe zum Riesen mutierte. Es war der Bekannte von dem Typen, den ich in der Disse angequatscht hatte: „Bitte nicht wundern“, sagte er. „Ich bin der Freund von dem, den du eigentlich eingeladen hast. Er ist allerdings aus Wien und musste wieder zurück. Aber ich dachte, dann geh’ ich einfach mal vorbei. Meine Eltern haben eine Eigentumswohnung im Haus gegenüber und da ich dort sowieso mal nach dem Rechten schauen musste, passte es irgendwie ...“ Till, so stellte sich schnell raus, war voll im Erzählmodus. Wohl auch der Flasche Rotwein geschuldet, die er sich vorher als eine Art Mutmacher genehmigt hatte, wie er sagte. Und so erfuhr ich auf seinem kurzen Weg vom Fahrstuhl in meine Wohnung, dass er aus Köln stammt, sich als freier Grafiker durchs Leben

schlägt und seit vielen Jahren Comic-Hefte sammelt, dass seine Eltern nächste Woche auf Berlin-Besuch kommen und er außerdem weiß, wer ich bin. Erst viel später fiel mir auf, dass mich dieser Zweimeterfünf große Mann in diesen wenigen Augenblicken ein- und nicht wieder ausgeatmet hatte.

Ich fuhr zwei Tage später nach Hiddensee und lud ihn von dort aus per SMS ein, mich in Vitte zu besuchen: „Gruß vom Meer, Pjeer!“ Es wurden vier wunderschöne Tage, und ich kann mich noch genau an jenen Moment am Restauranttisch vorm Godewind erinnern, als ich Till angeschaute und ihm sagte, dass ich mich gerade gefährlich tief in ihn verliebt habe. Till antwortete relativ sachlich, dass ihm das schon vergangene Woche passiert sei.

Auf der Rückfahrt von der Ostsee nach Berlin wurde uns klar, dass es doch so was wie Schicksal geben musste. Als ich Till nämlich fragte, wo ich ihn in Berlin absetzen darf, da ich noch nicht wusste, wo er wohnte, schaute er mich belustigt an und sagte, er wohne in der Ahlbecker Straße. „Boah, das ist ja ein Zufall“, sagte ich, „da hab‘ ich bis vor zwei Jahren auch gewohnt.“ Till sagte, das wisstet er natürlich, da er mich immer beim Einkaufen beobachtet hat. Der Supermarkt lag seiner Wohnung gegenüber. „Aber plötzlich warst du verschwunden.“ „Ja, weil ich nach Mitte in die Schröderstraße gezogen bin“, erzählte ich. „Genau – und zwar in das Haus gegenüber der Wohnung meiner Eltern“, sagte Till.

Bevor ich Till traf, bewegte ich mich ausschließlich in einer Blase, die sich aus Schauspielern, Tänzern, anderen Lebenskünstlern und Menschen in deren Dunstkreis rekrutierte. Beim Rumflirten musste ich aber meist schnell feststellen, dass sich die Typen eher in den relativ bekannten Schauspieler verguckt hatten, den sie von der Bühne oder vom Fernsehen her kannten. Da ging es selten darum, mich hinter der Maske kennenzulernen, sondern um das Klischee, mein Image und ein klein bisschen Glamour drumherum. Hält sich ja bei mir in Grenzen. Ist auch seltsam, dass Menschen denken, einmal Schauspieler, immer Schauspieler und man schauspielere 24 Stunden täglich vor sich hin, egal wann und wo. Einem Arzt unterstellt doch auch niemand, dass er zu Hause weiterärztelt. Klar, dass die Enttäuschung einseitig meist groß war, wenn sich die Realität mit mir etwas anders darstellte.

Die Art von Beziehungen, die ich bis dahin kannte, hab‘ ich in meinem Film *Zurück auf Los!* beschrieben, quasi als erfundene Wahrheit: Da gibt es eine Szene, in der komme ich unangekündigt von der Arbeit und mein Kerl

liegt mit einem anderen im Bett. Ich hätte mich dazu legen können, aber ich bin eher der Typ, der in solchen Situationen die Flucht ergreift. In meiner On-Off-Beziehung zu einem Tänzer des Metropol-Theaters zum Beispiel, bei dem ich dreimal ein- und viermal wieder ausgezogen bin, schafften wir es jedes Mal nach kürzester Zeit, uns in Ausnahmezustände hineinzusteigern, in denen ich mich nicht wiedererkannte und unser IQ scheinbar auf Grundwassertemperatur sank. Der absolute Tiefpunkt war ein Streit, der gerade in einem Handgemenge zu eskalieren drohte, als unser Schnellkochtopf explodierte. Beim Abkratzen des Gulaschs von Decke und Wänden kamen wir zwar aus dem Lachen nicht mehr raus, aber mir war klar: Dieses Beziehungsgemisch war im wahrsten Sinne des Wortes einfach so explosiv und toxisch, dass sich jeder weitere Selbstversuch von selbst verbat.

Warum erzähle ich das? Weil es vielleicht erklärt, warum ich mich in diesen Mann, Till, verlieben musste. Denn so groß wie er ist, so groß sind auch seine Herzensbildung und seine Empathie. Eine für mich komplett neue Erfahrung, weil ich diese Mischung aus sexueller Anziehungskraft und emotionalem Urvertrauen so noch nie erlebt hatte. In mir erwachte das Kümmerer-Gen, dessen Existenz ich bis dahin bei mir nicht ansatzweise vermutet hatte. Ich hatte das Gefühl, die komplette Verantwortung für Till übernehmen zu müssen. Wohl auch, weil ich anfangs derjenige war, der größtenteils unser Leben finanzierte. Denn während ich im Fernsehen und im Theater sehr gut im Geschäft war, verdiente Till als freier Grafiker nicht allzu viel. Ihm war es aber auch komplett egal, in welchen Klamotten er herumlief. Er hatte seine Bauarbeiter-Botten, seine Handwerker-Kordhose und immer denselben Pullover an. Noch bevor er zu mir zog, hatte ich ihn von oben bis unten neu eingekleidet. Inzwischen weiß ich, dass ich Till mit meinem eher speziellen Humor und meiner Entscheidungsfreudigkeit manchmal regelrecht überfahren habe. Umso mehr bewundere ich ihn im Nachhinein für seine Gelassenheit und dafür, wie humorvoll und nachsichtig er mit meiner Art, die Dinge in die Hand zu nehmen, umzugehen wusste.

Nach und nach fanden wir heraus, dass wir unsere Leben mit sehr unterschiedlichen Geschwindigkeiten angehen. Während Till jemand ist, der lieber einmal mehr als einmal zu wenig überlegt, und durchdenkt, ob etwas in dieser oder jener Richtung funktionieren könnte, will ich am liebsten immer gleich loslegen. Was mit Sicherheit auch an meinem Beruf liegt. Schließlich begebe ich mich seit mehr als vierzig Jahren immer wieder in Situationen, in

denen ich möglichst schnell lerne, eine bestimmte Rolle zu spielen, mit unbekannten Texten zu jonglieren und auf andere Kollegen einzugehen. Und nach einem Sprint – das Ziel ist die Premiere – geht das Ganze wieder von vorne los. Dass sich das auch aufs Privatleben auswirkt, wird kein Schauspieler ernsthaft bestreiten.

2014 wurde Till Co-Verleger der Illustrierten *Das Magazin*. Diese Zeitschrift für Kultur und Lebensart gibt es bereits seit 1924 und sie hat sogar die DDR überlebt, in der sie knapp 600 000 Käufer hatte. Das monatlich erscheinende Heft war dort auch aufgrund seiner künstlerischen Aktfotografien und erotischen Geschichten heißbegehrte. Als sogenannte „Bückware“ konnte man es in der DDR nur dank guter Beziehungen abonnieren oder unterm Ladentisch kaufen. Oder man hatte wie ich eine Oma, die in Stolpe-Süd direkt im ehemaligen Grenzgebiet in der kleinen Poststelle arbeitete. Dorthin wurde *Das Magazin* ab und zu mal geliefert, so dass das eine oder andere Heft tatsächlich den Weg in den Haushalt meiner Mutter im nahen Hennigsdorf fand. Wundersamerweise hatte *Das Magazin* als einzige DDR-Illustrierte die Wende und alle nachfolgenden Wirren überlebt, befand sich aber, als Till dort anfing, in keinem guten Zustand. Dann eröffnete sich für Till gemeinsam mit dem befreundeten Journalisten Andreas Lehmann die Chance, *Das Magazin* zu kaufen. Beide gründeten dafür den Kurznachzehn Verlag. Und schwups, war mein cooler Kerl nicht nur Grafiker, sondern auch Herausgeber und Verleger.

Till hatte bereits damals begonnen, sich von mir zu emanzipieren. Ich war unheimlich stolz auf ihn und bin es übrigens heute noch. Der Versuch, eine derart traditionsreiche Zeitschrift nicht nur zu retten, sondern behutsam in die Neuzeit zu überführen, erforderte viel Mut. Und so wie Till meine beruflichen Entscheidungen immer automatisch mitgetragen hat, so sehr habe ich dann auch akzeptiert, dass er beruflich neue Wege gehen wollte und dafür auch gewisse Risiken eingegangen ist. Es machte auch mich glücklich, dass Till mit seiner Arbeit als Verleger endlich auch beruflich sein Glück gefunden zu haben schien. Er ist stets voller Tatendrang und strahlt ein ganz anderes Selbstbewusstsein aus. Und er zieht nun nach Frankfurt am Main, weil dort eine weitere berufliche Herausforderung auf ihn wartet. Das war im Prinzip auch der Knackpunkt zwischen uns: Ich werde Berlin keinesfalls verlassen, ihm als Kölner macht der Wechsel nicht so viel aus.

Wir haben uns 23 Jahre nicht im Wege gestanden und den anderen immer

unterstützt. Wissend, dass einer von uns wirklich unglücklich wäre, entweder er in Berlin, wenn er das Jobangebot in Frankfurt, welches ja auch eine internationale Buchmesse vorzuweisen hat, nicht wahrnahme, oder ich, der kein großer Fan von Frankfurt ist und sein Leben in Berlin verbracht hat, beschlossen wir gemeinsam, jetzt und hier, wo wir uns noch ausgesprochen lieb haben, eine Zäsur zu setzen. Nach 23 Jahren eine funktionierende Fernbeziehung? Da lacht die Deutsche Bahn hinterhältig. Wir waren alt und vernünftig genug, um das relativ sachlich und rücksichtsvoll durchzuziehen. Schon deshalb, weil bei uns beiden der Humor nie auf der Strecke blieb. Es gab Urlaube, die hätte ich mit keinem anderen so gut gelaunt überstanden. Wir haben uns immer relativ spät entschieden, wo wir Weihnachten und Silvester verbringen. Hauptsache Sonne und Meer. Wir bereisten die Malediven, Seychellen, Gambia, Kenia, die Kanaren und natürlich Hiddensee. Und manchmal fasst man dabei natürlich auch mal ins Klo:

# **Es lebe die Deutsche Demokratische Republik! Oder: Kapverden 2006**

Ja, ist denn schon wieder Weihnachten? Halleluja! Bloß weg hier! Welche Flecken Welt hab ich, der reiselustige Ossi, nach der Wende noch nicht bereist? Worauf hat der Wessi Lust, mit dem ich verheiratet bin? Ich schau ins Internet: Google Earth: Australien? Nee. Dort leben 95 Prozent der weltweit giftigsten Tiere. Aber die Menschen sollen da freundlich sein. In Deutschland ist das umgekehrt. Klick. Die Erde auf dem Monitor dreht sich schneller. Uuuuunnd ... Stopp! Wie heißt das? Zoom. Kapverden? Schon mal gehört. Gern als Insider-Tip gehandelt. Nix Giftiges und nette Menschen. Also Kapverden in die Suchmaschine. Klick. Reiseanbieter Neckermann. Darf man das? Warum nicht. Was soll dieses elitäre Gehabe. 13 Jahre als Ossi am Liepnitzsee dauer gezeltet und jetzt einen auf dicke Hose machen? Also Neckermann. Klick. Die Fotos zeigen ein sehr anheimelndes Hotel. Odjo D'Agua. Nur 45 Zimmer und kein Beliebt-bei-deutschem-Publikum-Vermerk („Sind Sie nicht Tatort? Ach, nee, Derrick!“, „Kann es sein, dass Sie einen Doppelgänger haben?“, „Ach, der Bruce! Darf ich ein Foto ...?“ Schwups, schwitzende Frau im Arm).

Gut, also Kapverden. Schatz fragen. Till nickt. Hauptsache weg. Weihnachten nicht kauend mit Blähbauch auf dem Sofa mit Familie, Papst und besinnlichen Politikern. Und Silvester um 22 Uhr ins Bett gehen dürfen. Helau! Klick. Gebucht.

Zurück zu Google Earth. Zoom auf Insel Sal, Hotelort Santa Maria. Schade, dass man noch nicht ganz genau erkennen kann, was die Leute auf ihren Tellern haben. Oh nein! Ist das da eine Baustelle next to the hotel? Was sprechen die da eigentlich? Schahatz!? Kapverdisch? Keene Ahnung. Aha ... Da ist eine Baustelle! Zwei! Eine links, eine rechts neben dem Hotel. Wie

kriegt Neckermann das auf den „aktuellen“ Katalogfotos im Internet hin, dass man die nicht sieht? Es lebe die Bildbearbeitungssoftware! Und nun? Gebucht ist gebucht. Mail to Neckermannzentrale Oberursel. Baustelle? Antwort: Nein! Google-Earth-Fotos veraltet! Schönen Urlaub! Und Trallala! Puhchen. Danke. Leichte Zweifel, aber Glaube an das Gute in Oberursel ...

Kapverden! Der Flieger dreht noch eine nächtliche Runde über Sal. Bunte Lichter blinken uns vom Ufer „unserer“ Bucht vertrauenserweckend entgegen. Alles wird gut. Die Passkontrolle dauert ewig. Warum machen solche Miniländer immer so ein Riesenbohei bei der Ein- und Ausreise? Wer versteckt sich schon auf 100 Quadratkilometer Ödland und begibt sich freiwillig ein Leben lang auf Nahrungssuche? Die DDR lebt! Nach meinem letzten Kuba-Aufenthalt habe ich zwei Stunden gebraucht, um das Land wieder verlassen zu dürfen. Es war dem kubanischen Grenzbeamten irgendwie nicht klarzumachen, dass ich kein Kabaner bin, der mit einem gefälschten Pass flüchten will, und dass auf diesem Planeten noch anderswo Millionen Schwarze ohne Castro überleben. Und noch nie kubanischen Rum getrunken haben. Ich bin drin! Schatz auch. Andere aber nicht, da die neckermannschen Oberurseler es wohl nicht geschafft hatten, die zurückgefaxten Visaanträge rechtzeitig zu bearbeiten. So bezahlen viele, als sich endlich ein kapverdischer Beamter mit Ohne-mich-geht-hier-gar-nichts-Blick einfindet, um die maulende Einwandererschlange abzukassieren, noch mal die im Reisepreis bereits enthaltene Visagebühr und irgendwer redet auf uns ein. Portugiesisch. Klar. Wo haben die nicht geraubzugt. Ich erwidere diesem tiefschwarzen Mann auf Deutsch, dass ich kein Wort verstehne und meinen Hexaglott vergessen habe. Er bequatscht uns ungerührt weiter, während er mit diversen Muschelketten wedelt, und so fange ich meinerseits und zeitgleich zu erzählen an, was es im Flieger so zu essen gab, dass wir Comfort-Class geflogen sind, weil Schatz mit seiner Größe von Zweimeterundfünf sonst aus der Economy wieder heraus geschweißt hätte werden müssen, dass ich hoffe, von seiner Art Gastfreundlichkeit den Urlaub über verschont zu bleiben, dass mir entfallen ist, ob wir den Geschirrspüler zu Hause noch angestellt haben, oder in drei Wochen im selbigen „Unsere kleine Farm“ wiederfinden, und dass das einzige Portugiesische, das ich kenne, Telmo Pires heißt, ein toller Fado-Sänger ist und bei mir im Haus wohnte. Nun hat er's kapiert, dreht sich abrupt um und sucht sich andere Opfer, die ja momentan reichlich und derangiert aus dem Flughafen auf den

Altar gespuckt werden. Wir folgen der freundlichen Neckermannfrau zu einem kleinen Bus, der einen Anhänger hat, auf den wir alle unsere Koffer bugsieren, von denen allerdings einige während der Fahrt bodenwellenbedingt herausspringen und auf die Straße poltern, was der Fahrer aber erst nach motorüberdröhndem Geschrei von uns Businsassen zur Kenntnis nimmt. Er hält an und lädt sie wieder auf. Es wird plötzlich Beifall geklatscht im Bus und mir scheint es, als hätten einige schon seit der Landung aufs Applaudieren gewartet. Aber man macht das ja jetzt leider nicht mehr. Soo uncool ...

Die weniger schlanke Frau, die im Bus vor mir klemmt, nutzt das entstandene Einheitsgefühl mit der an mich gerichteten Frage, wer denn nun der Nachfolger von Rolf Schimpf bei *Der Alte* wird. Immerhin, richtige Adresse. Aber falscher Zeitpunkt. Erstens weiß ich's nicht und zweitens bin ich gerade tausende Kilometer geflogen, um genau diesen Fragen zu entkommen. Und genau das sage ich ihr auch und habe einen Fan weniger auf der Welt. Sorry, ZDF!

Da. Einchecken. Zimmer 111. Gestutzt hätte ich nur bei 666. Aber so? Wir hieven unsere Koffer eine kleine Treppe hoch und ... zwei riesige Zimmer! Ein begehbarer Schrank, ein sauberes Bad, TV, Safe, sowie ein kleiner Balkon vorneraus mit Blick aufs Meer. Aufatmen! Auspacken. Abendbrot (so lala). Umfallen. Schlafen. Gehämmer. Pressluftgehämmer!!! 6.45 Uhr! Wir treten mit schwer verpennter Ungläubigkeit auf den gerade entdeckten Hintenrausbalkon und sind schlagartig wach. Wir thronen tatsächlich wie zwei Julias auf dem Balkon direkt über einer belebten, sie ahnen es, Baustelle. Es war weder Nachtigall noch Lerche.

Und Neckermann macht's möglich, dass mir nach Jahren zum ersten Mal wieder Wuttränen in die Augen schießen. Schatz und ich sind für 3 100 Euro pro Person auf einer Baustelle einquartiert worden. Eine geballte Ladung Kundenverachtung! Sekunden später sitze ich am hoteleigenen Computer der Rezeption. Ich haue in die Tasten und wundere mich, wie leicht es mir fällt um diese Uhrzeit 100 Zeilen Hass zu verfassen. Gesendete Nachricht speichern. Klick. Senden. Guten Morgen, Oberursel! Durchatmen.

Frühstück. Till isst schon und schluckt dazu schwarze Mumpe, hier im Hotel Kaffee genannt. Schlückchen, Zack, Herzkasper! Ich erwische am „reichhaltigen Buffett“ zwei Scheiben Wurst der einzige vorhandenen Sorte und muss schon wieder unwillkürlich an die DDR denken. Till ist Vegetarier.

Marmelade gibt es immer. Da habe ich plötzlich die soeben eingetroffene Neckermannreisefachfrau im Visier. Ich stürze sie sanft beiseite und mutiere zum Meckermann. Während ich neben mir stehe und mich fühle, als wäre ich einer dieser schmerbüchigen Meckersäcke, die in Sommerlöchern gern vor die Kamera geschubst werden, höre ich mich übertrieben freundlich die arme Frau zutexten. Sie behält ihr Lächeln. 10 Uhr. Kapverden. Das Gesicht sitzt. Ich schließe daraus, dass ich nicht der Erste mit dieser Art Anliegen bin. Eigentlich will ich nur Ruhe. Und eventuell eine zweite Wurstsorte. Die vier Sterne des Hotels müsse ich landeskategorisch sehen, sagt sie. Dritte Welt und so. Sehe ich ein. Aber den 4-Sterne-Reisepreis nicht.

Zimmerwechsel. Wir werden in eine Kaninchenbuchte geführt. Der Lachanfall überkommt uns unvorhergesehen. Verhandlungen. Neckermannfrau gegen absolut emotionslose Rezeptionistin. Uns wird ein neuer Raum eröffnet. Halb so groß wie der gebuchte, aber akzeptabel für zwanzig Tage ohne Ehekrach. Meerblick. Im Stehen, da man zwischen Meer und Zimmer noch ein anderes Hotel auf den Strand geklotzt hat. Zwanzig Minuten Kofferpacken in 111. Umzug nach 426. Zwanzig Minuten Koffer auspacken und Mumpe vom Frühstück dabei rausschwitzen. Ich bin stolz auf meinen unkomplizierten Schatz. Kann auch sein, dass seine Urlaubsreife die Energie für Rebellion minimiert hat. Strand, wir kommen!

Die Sonne steht hoch am Himmel und wir mit großen Augen an dem kleinen Strandabschnitt, den das Hotel sein eigen nennt. Dicht gedrängt stehen dort dreißig Liegen, die mit Handtüchern oder Bier trinkenden Briten belegt sind. Und siehe da, zwei Liegen sind noch frei! Und die Frau mit der Rolf-Schimpf-Millionärsfrage ist auch nicht da. Es gibt doch einen Gott und wir lassen uns nieder. Zeitgleich beginnen schwarze, weißverstaubte Arbeiter Steine aus dem zweiten Stock des Baustellenrohbaus hinter uns in eine große Blechwanne zu werfen, was den Beachbarmann dazu veranlasst, die plärrige Klingklangklong-Weltmusik, die aus seinem Ghettoblaster klimpert, noch etwas lauter zu drehen. Ich bin zu schwach, um meinen iPod aus dem Zimmer zu holen. Aus dem Augenwinkel sehen wir, wie drei Spatzen dabei sind, einen gerade erst flügge gewordenen Artgenossen zu zerhacken. An diesem Tag rutsche ich nur noch kurz auf dem versifften Strandklo aus.

Weihnachten! Achja. Wir duschen unter einem Strahl, der uns an Heesters beim Pinkeln denken lässt. Jeder braucht dreißig Minuten. Ein Glück, dass der Strandsand nicht so fein ist, wie von Neckermann versprochen. Hunger!

Im Hotelrestaurant, unserem Hotelrestaurant, werden wir abgewiesen. Wir hätten reservieren müssen, weil Weihnachten ist. Heiland, wirf Hirn vom Himmel! Christi Geburt? In uns strampelt ein kleiner Teufel und lacht sich eins, als er durch unsere Augen die fünf noch freien, nicht eingedeckten Tische entdeckt. Wir lassen es gut sein. Ist ja Weihnachten und niemand da, der die uns einfallenden Schimpfworte behutsam ins Portugiesische übersetzen könnte. Schlaff in himmlischer Ruh trotten wir durch das aus Träumen geborene Santa Maria. Trauben von Nahrungssuchenden stehen vor den wenigen, tja, sagen wir mal Essräumen, deren Eigentümer tatsächlich willens sind, Weihnachten Umsatz zu machen. Wir stellen uns nicht an und mir fallen die beiden Bananen wieder ein, die ich in weiser Voraussicht tagsüber im Gestänge unseres Strandsonnenschirmes deponiert habe. Minuten später sitzen wir beide, Banane zuzelnd, nackt im Bett und leisten uns (wie gesagt, Weihnachten) zum Dessert muffige Cracker und köstlich warmes Wasser aus der Minibar.

Als wir Tage später, nach relativ ruhiger Nacht (auf den Kapverden wird scheinbar ausschließlich nachts im Hotel gewaschen) zur Rezeption kommen, um ins Internet zu gehen, sitzt die lächelnde Neckermannfrau am Tisch, mit einer am Weihnachtsabend in Zimmer 111 einquartierten Familie. Wir sehen die Gesichter und wissen alles. Siehe oben.

Der Computer ist kaputt, sagt die nette Rezeptionistin. Sorry, the Internet is broken. Aha, das gibt's also auch. Auf dem Weg in den baufälligen Internetladen 3D malen wir uns aus, wie die Oberurseler Entschuldigung lauten könnte. Der Computer brummt. Sie haben nicht geantwortet. Die Neckermannfrau erzählt uns später, dass meine Mail einfach an sie weitergeleitet wurde. Aber nun sei ja alles in Ordnung. Ja, sage ich, hole meine Kamera und dokumentiere alles um mich herum für YouTube dot com, Sevenload dot de, My Video dot de, Google dot com slash video, Holidaycheck dot com, Hotelbewertungen dot de, Anwalt dot dot dot. Am folgenden Tag wird am Strand vor unserer Baustelle, Quatsch, unserem Hotel ein Kabelgraben zwischen den belegten Liegen ausgehoben und eine Überwachungskamera installiert. Niemandem ist der Zweck so recht klar. Klauen denn böse Kapverdianer zerlegene, verpupste Strandliegen, um Handtuchweitwurf zu üben? Das halte ich, bei allem Gekiffe auf der Insel, nun doch für ziemlich unwahrscheinlich. Die Überwachungskamera bringt mir wieder dieses launige DDR-Gefühl, welches ich die ganze Zeit temporär

in mir spüre. Die DDR! Mir schießt Margot Honecker durch den Kopf. Tät sie hier urlauben, sie würde es lieben.

*Liebe Frau Honecker! Ich kann mir vorstellen, dass sich Ihre Blauspülung in der kapverdischen Gischt gut macht, aber bedenken Sie bitte auch all die Armadas von Fliegen, die sich am Strand über Sie hermachen. Nicht gleich, was Sie jetzt denken, sondern weil die Einheimischen die angenehme Eigenschaft haben, ihre gefangenen Fische in unmittelbarer Strand- und Touristennähe abzuschuppen und auszunehmen, ohne die Abfälle hernach wenigstens ins Meer zu spülen. Das wird von einigen Touris als „total urig“ und „naturbelassen“ empfunden, aber eben nur von einigen. Der entstehende infernalische Gestank wird allerdings etwas durch Gruppen von streunenden Hunden abgemildert, die gern ihr Geschäft auf den zum Fischschuppen genutzten Steinen verrichten. Eine effektive, geruchsbindende Maßnahme, wie wir erstaunt feststellten. Vielleicht sollte ich, der durch Volksbildung Ihnen auf ewig Verbundene, noch erwähnen, dass auch hin und wieder gemeinnützige Arbeit am Strand und in den Straßen von den Touristen erwartet wird, indem sie den Dreck wegräumen, den die Einheimischen einfach überall hinterlassen. Spritzbestecke, benutztes Klopapier (immerhin!), zerbrochene Glasflaschen. Verkehrte Welt? Nicht doch. Wir haben diese ganze westliche Wegwerfkultur doch erst auf diese, einst unberührten Eiländer gebracht. Da müssen wir nun auch toleraaaa... Tut mir leid, die Taste klemmt.*

Das war nur ein hingekritzelter Briefentwurf, den ich, wenn Margot das Zeitliche noch nicht gesegnet hätte, so natürlich nie abschicken würde. Abgeschickt, besser gesagt aufgegeben, haben wir aber etwa zwanzig Urlaubskarten an Angehörige und Freunde. Wer weiß, wo die bei all dieser Globalisierung gelandet sind. Wir hätten uns natürlich vor dem Urlaub durchaus mal erkundigen können, woran man auf den Kapverden tote Briefkästen erkennt. Nein, woran man Briefkästen erkennt.

Auf unserem Rückflug, ich kam ohne Probleme raus, entdecken wir auf unserer exorbitanten und unerklärlichen „Extras“-Rechnung, dass wir im Hotelrestaurant noch zwei Mal essen gehen werden. Und zwar genau 14 Tage nach unserer Abreise. Ich war dann kurze Zeit später Guest beim ZDF-Frühstücksfernsehen *Volle Kanne*. Dort fragte man mich im Vorgespräch, ob

ich irgendetwas Kurioses in der letzten Zeit erlebt hätte. Ich erzählte von Neckermann und meinem Brief und unserem Urlaub an sich und mailte ein paar Bilder an die Rezeption, die dann in der Sendung auch gezeigt wurden. Da das Frühstücksfernsehen live läuft, kriegte ich unmittelbar nach der Sendung die Telefonnummern von sieben Neckermannmanagern in die Hand gedrückt, die sich sofort nach dem Filmbeitrag in der Redaktion gemeldet hatten. Ich rief auf der Fahrt zurück zum Flughafen gleich die erste Nummer an und hatte eine stinkfreundliche, neckige Neckermannmanagerin an der Strippe, die sich für alles Ungemach entschuldigte und mir Post versprach. Wir hatten dann tatsächlich am nächsten Tag, die Post war noch schnell, einen Umschlag mit einem Scheck über den kompletten Reisepreis plus unserer überteuerten Extras im Kasten. Und sicher moppert jetzt einige „Promistatus! Blabla ...“ Aber ich bin sicher, dass sich unser Gezicke für alle ausgezahlt hat, da die neckermannsche Belegschaft sicher dahingehend ein bisschen sensibilisiert wurde, alle Reisenden ernst zu nehmen, da sie nie genau wissen können, mit wem sie es zu tun haben. Und so was alles ging unfallfrei nur mit meinem Mann Till.

# Zurück aufs dünnere Eis

Ein Höhepunkt des Jahres war für Till nicht nur berufsbedingt die jährliche Buchmesse in Frankfurt am Main. Anfangs begleitete ich ihn noch, doch ich fand kaum Zugang zur dortigen Szene. Für Till dagegen bedeutete die Buchmesse pralle Tage mit Kollegen. Er kam jedes Mal mit irgendeiner Erkältung, aber glücklich aus Frankfurt zurück. Es zog ihn immer öfter auch abseits der Messe nach Frankfurt am Main. Aus beruflichen Kontakten wurden nach und nach Freundschaften. Zum Beispiel zu Hans A. Nikel, den einstigen Herausgeber des Satire-Magazins *pardon*, welches von 1962 bis 1982 in Frankfurt am Main verlegt wurde. War mein Mann anfangs eher ein großer Bewunderer, so entwickelte sich über die Jahre hinweg eine sehr enge Freundschaft zu Nikel und dessen Frau. Als Nikel 2018 starb, vermachte er Till die Rechte an der Marke *pardon*, fünf Jahre später gründeten Till und die Schriftstellerin Patricia Holland Moritz den alten *pardon*-Verlag Bärmeier & Nikel erfolgreich neu. 2022 war Till Co-Kurator der überaus erfolgreichen Ausstellung zum 60-jährigen *pardon*-Jubiläum im Caricatura Museum Frankfurt. In dieser Zeit hatte er auch Susanne von Bülow, die jüngere der beiden Töchter und Nachlassverwalterin des großartigen Humoristen Vicco von Bülow alias Loriot, kennengelernt. Mit ihr hat er sich auf Anhieb verstanden und so entstand die Idee für die Jubiläumsschau *Ach was! Loriot zum Hundertsten*. Die Ausstellung wurde ein Riesenerfolg und aufgrund des ungeheuren Zuschauerzuspruchs mehrfach verlängert. Nach Susanne von Bülows überraschendem Tod Anfang 2025 wurde Till von der Familie zum Nachlassverwalter und Leiter des *Studio Loriot* bestellt.

Tills lang gereifter Wunsch, seinen Lebensmittelpunkt nach Frankfurt am Main zu verlagern, hatte nun ein tragbares Fundament. Ich bin ein alter Baum und Urberliner. Einer von uns würde also sehr unglücklich werden, wenn er bliebe, der andere, wenn er mitginge. Heute weiß ich, dass sich die wahre

Qualität einer Beziehung manchmal erst dann beweist, wenn es darum geht, sich zu trennen. Und da machten wir, so glaube ich, sehr viel richtig. Wir ließen uns Zeit, alles zu klären, und bleiben uns mehr als freundschaftlich verbunden. Und natürlich sind wir füreinander da, falls es dem anderen wirklich mal schlecht gehen sollte. Zumal wir uns auch weiterhin die Familie und viele Freunde hier in Berlin „teilen“. Unsere Trennung liegt jetzt, da ich dies schreibe, knapp ein Jahr zurück. Wir haben aber versucht, uns diese Entscheidung gegenseitig so leicht wie möglich zu machen. Wir haben relativ sachlich festgestellt, dass unsere Lebensplanungen einfach nicht mehr zusammenpassen. Und dass wir uns, gerade weil wir uns noch lieben, nicht im Weg stehen wollen. Wahr ist aber auch, dass ich nach wie vor unendlich traurig darüber bin, dass wir es nicht geschafft haben, bis zum Ende unserer Tage gemeinsam durchs Leben zu gehen.

Denn das war der Plan. Normal also, dass es zwischen den Phasen des Akzeptierens und der Vernunft immer auch solche gegeben hat, in denen ich mich misslaunig in meiner Wohnung verkrochen habe. Total enttäuscht darüber, nun wieder allein dazustehen und niemanden zu haben, mit dem ich meinen Alltag teilen kann. Es ist weiß Gott auch nicht so leicht, mit 63 wieder auf der schwulen Rennbahn zu stehen und einen Partner zu finden. Ich gehöre, nach schwuler Zeitrechnung, schon seit mindestens zwanzig Jahren zu der Kategorie „Daddy“, also kurz vor scheintot. Und jetzt bitte mal alle zusammen ein großes „Oooooochduarmer“. Dankeschön. Das ist wirklich lieb. Danke.

Ich glaube, ich habe für die gemeinsame Zeit mit Till vorerst den richtigen Platz in mir gefunden. Schaunnermal.

# Der Vorhang geht wieder auf

Ich stand nach meinem Rausschmiss beim ZDF wieder auf den Brettern, die auch meine Welt bedeuteten und das war, trotz allem Geschehenen, völlig in Ordnung so. Ich weinte *Der Alte* seltsamerweise kaum eine Träne nach, obwohl mir, zugegeben, die zugefügten Verletzungen noch eine Weile Beschwerden machten. Es war gar nicht so sehr der Verlust des Jobs, sondern eher der Ärger darüber, dass man keine Zeit gewährt bekam, sich ausreichend auf die weitere Zukunft vorzubereiten. Aber auch das habe ich sicher mit vielen anderen Menschen gemeinsam, die von heute auf morgen grundlos plötzlich auf der Straße stehen.

Bevor ich aber in Trübsal versinken konnte, kam Regisseur und Kollege Jan Bodinus auf mich zu und fragte, ob ich bei den Schlossfestspielen in Neersen, deren Intendant er war, in seiner Theaterinszenierung von *Ziemlich beste Freunde* die Hauptrolle des Driss übernehmen würde. Ich überlegte kurz und sagte ihm, dass mir leichter fiele, ja zu sagen, wenn er meinen tatsächlich besten Freund Matthias Freihof als Pflegefall Phillippe, die andere Hauptrolle, besetzen würde. Ich hatte schließlich 22 Jahre kein Theater mehr gespielt und hatte Muffensausen. Da wäre es doch super, wenn man jemanden dabeihätte, der einen kennt und notfalls tröstet, oder in den Arsch tritt. Jan war einverstanden. Es war dann wirklich ein rauschendes Ding und wir wurden nach jeder Vorstellung mit Standing Ovations belohnt.

Für mich folgte dann Theaterangebot auf Angebot. Ich spielte in Jagsthausen Goethes *Götz von Berlichingen*, in Bad Hersfeld in *Peer Gynt*, in Bad Godesberg, Stuttgart, Berlin, wiederholt an den Hamburger Kammerspielen unter anderem mit einem super aufgelegten Peter Bause, an der Berliner Volksbühne, in Hallervorden juniors Theater am Frankfurter Tor und war es echt zufrieden. Musical, Drama, Komödie ... Bandbreite. Austoben. Wahrscheinlich habe ich ein bisschen was vergessen, aber dafür

gibt es ja Wikipedia. Dort finden Sie auch eine Liste mit den Hörspielen und Hörbüchern, die ich in den letzten Jahren eingesprochen habe. Gedreht habe ich auch immer mal wieder. Und Theaterstücke inszeniert, zum Beispiel *Miss Daisy und ihr Chauffeur*, eine wundervolle Komödie von Alfred Uhry, in der ich zusammen mit Ute Lubosch und Matthias Freihof seit 2018 regelmäßig auf der Bühne stehe.

Ich genoss und genieße vor allem die Arbeit am Theater. Der Zuschauer sieht ja nur das Ergebnis, den Kompromiss, der alle eint, die Vorstellung. Aber dem Ganzen gehen durchschnittlich zwei Monate an Proben voraus und diese Lebenszeit ist es eigentlich, die mir am meisten Spaß macht. Es ist das Rumspielen, experimentieren, verrennen, glücklich sein, vortasten, Texte in Herz und Hirn kriegen. Und nicht das Vorspielen vor Publikum. Das ist dann Handwerk, Routine. Einige Mitbürger scheinen zu denken, wir Schauspieler werden hinter der Bühne aus einer Kiste geholt und danach wieder verpackt, aber dem ganzen Bühnengetöse gehen wochenlanges Textlernen, anderweitiges Rollenstudium und eben auch Proben voraus, die manchmal flutschen und dich an anderen Tagen zweifeln lassen, ob du auf einer Bühne überhaupt je was zu suchen hattest. Ich lass das jetzt mal so stehen.

2022 erlag meine Mutter Uta einem Krebsleiden. Tumore brachen ihr die Knochen. Ich hatte sie knapp drei Jahre gepflegt, aber letztendlich tat diese beschissene Coronapandemie und der staatliche Umgang damit sein Übriges. Meine Mutter hatte sich zu allem Übel die Schulter und später im Krankenhaus zusätzlich noch das Becken kompliziert gebrochen. Wie genau, haben wir nie erfahren. Wir durften sie monatelang nicht besuchen. Und es schloss sich keinerlei Reha an. Danach war sie ein Wrack im Rollstuhl. Der Name Spahn verursacht seitdem bei mir nicht nur mentale Übelkeit. Ihr brachen die Knochen, uns das Herz.

# Pürierte Vagina

Und dann war ich dschungelreif. Wer allerdings jetzt sensationelle Enthüllungen erwartet, den muss ich enttäuschen. Ich sah das als gutdotierten Job, und das war es auch. Nicht mehr, nicht weniger. Seit 2014 wurde ich mehrfach für das *Dschungelcamp* angefragt. Beim ersten Mal war ich noch bei *Der Alte* auf der Mattscheibe. Damals schien mir das noch kein Thema. Aber jetzt plötzlich kam die Machbarkeitsstudie in meinem Kopf zu dem Ergebnis, dass es echt nicht mehr peinlich ist, bei *Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!* mitzumachen. Es gibt inzwischen, zumindest auf allen mir bekannten TV-Kanälen, um vielfach Peinlicheres, das durchs Programm gejagt wird. Und das *Dschungelcamp* war schließlich schon mit einem Deutschen Fernsehpreis und einer Grimme-Preis-Nominierung geadelt. Ich sagte zu und war ziemlich schnell begeistert, was für ein angenehmes, nettes Team dort bei RTL sofort anfing, sich um mich zu kümmern.

Ob das die Vertragsangelegenheiten, Erklärungen zur Show oder meine ahnungsfreien Lieschenmüllerfragen waren, nichts blieb unbeantwortet, alles wurde ernstgenommen. Alles verband sich miteinander und webte sich zu einem Netz, in welches man sich bedenkenfrei fallen lassen konnte. Ab da war es für mich easy going. Ich hatte ja nichts zu tun. Keine Texte lernen, kein Kostüm, keine Maske, keinen kreativen Probenstress. Nichts. Ich wusste ja nichtmal, mit wem ich es da zu tun kriegte, weil ich mir niemanden googelte. Ich betrachtete von vornherein alle Mitstreitenden einfach als Kollegen. Wir hatten hier eine erfolgreiche Unterhaltungsshow am Laufen zu halten. Punkt. So einfach ist das. Und bei TV und Theater kann ich mir die Kollegen auch nicht aussuchen und muss versuchen, mit jedem klarzukommen. Das gehört zum Job dazu, wenn man ihn professionell ausübt. Der Vorteil am Theater ist allerdings, dass ich – im Gegensatz zum *Dschungelcamp* – selbst entscheiden kann, was ich esse und was nicht.

Geschlechtsteile australischer Wildtiere findet man auf dem Speiseplan von deutschen Theaterkantinen eher selten.

Ich schnappte mir als Begleiter, den RTL mitfinanziert, einen meiner besten Freunde, Paul Gilling aus Edinburgh, der schon in meinem Film *Zurück auf Los!* mitgespielt hatte und auch der Illustrator meines Kinderbuches *Der Nix* ist, das 2006 erschien. Wir haben einen ziemlich speziellen Humor, der es erlaubt, uns manchmal den ganzen Tag gegenseitig zu beleidigen, ohne dass unsere Beziehung auch nur den geringsten Schaden nimmt. Klingt komisch, ist aber so.

Im Camp habe ich mich dann hauptsächlich gelangweilt und hier und da mal meinen Senf dazugegeben. Ich habe keine Ahnung, was davon gesendet wurde, da ich es mir hinterher nicht angeschaut habe, aber es hat ausgereicht, dass Menschen mich wohl ganz spannend, oder entspannt fanden, für mich anriefen und ich bis ins Finale kam. Was mehr muss ich wissen? Wer wann was im Camp über mich gesagt hat? Was mache ich dann mit dieser Info? Ist mir doch ziemlich Mumpe, da es nichts am Geschehen ändern würde. Außer, dass meine Followerzahlen auf Instagram in ungeahnte Höhen schnellten und ich nun dort noch direkter mit Häme und überflüssigen Kommentaren, aber auch mit vielen freundlichen Worten und Komplimenten konfrontiert werde, hat sich durch den *Dschungel* nicht wirklich was geändert. Das habe ich aber vorher auch nicht in Betracht gezogen und war dann doch ein bisschen sauer, dass mir pressetechnisch Frustration unterstellt wurde, weil ich mir mehr erwartet haben soll. Ja, was denn, bitteschön? Die Leute, mit denen ich gern arbeiten würde, schauen sicher nicht das *Dschungelcamp*. Das ist doch keine Castingshow für höhere Aufgaben. Soviel Wissen sollte man mir schon zutrauen. Und diese ganzen reißerischen Schlagzeilen à la „Ganz Deutschland im Dschungelfieber!“ kann man ganz nüchtern zerpfücken. Wenn vier Millionen Menschen in der Spurte das *Dschungelcamp* gesehen haben, dann ist das Ganze an knapp 80 Millionen Menschen in diesem Land spurlos vorbeigegangen.

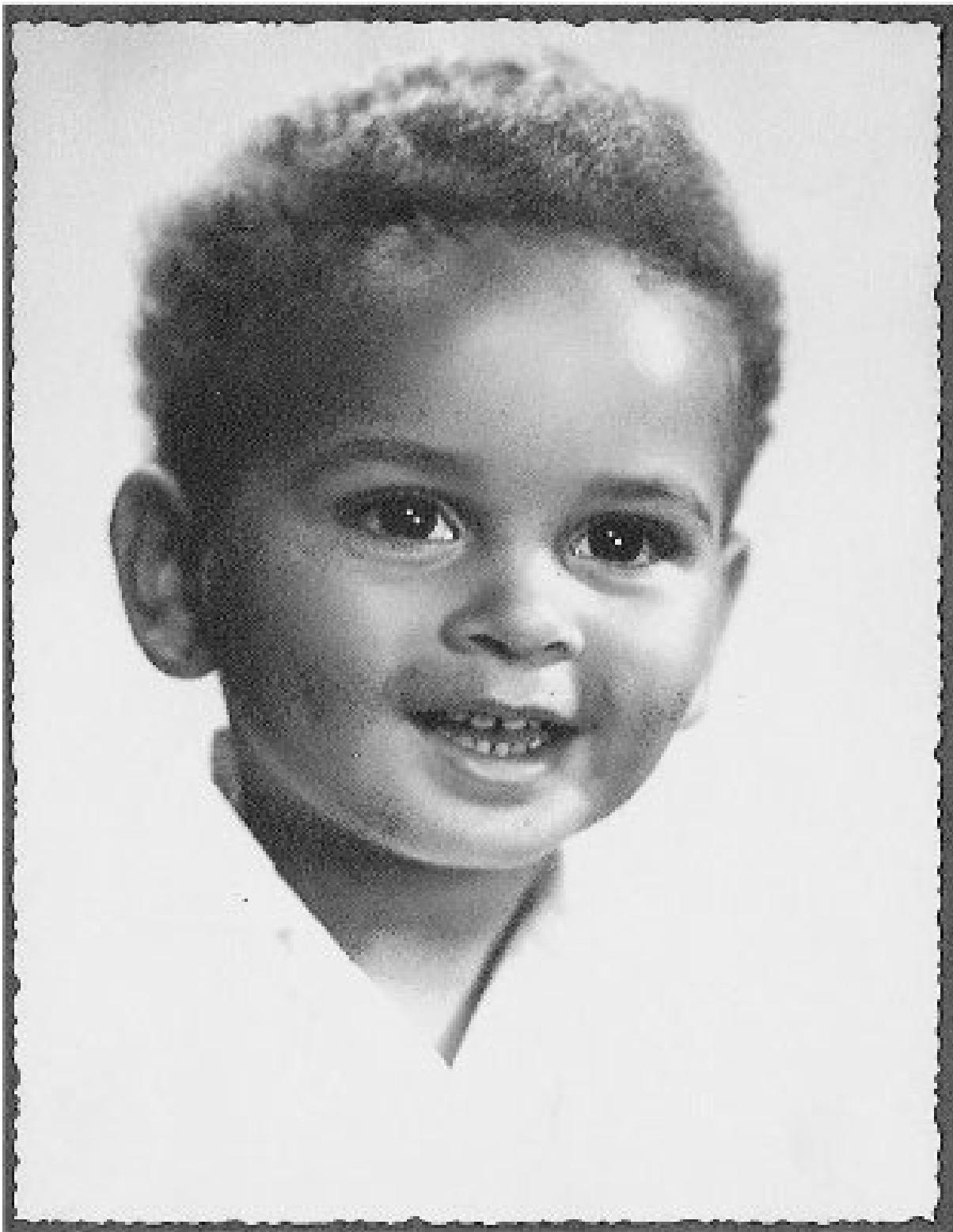
Alles, was ich in der nächsten Zeit tue – ich habe bei Erscheinen dieses Buches Verträge bis zum Herbst 2027 – hat, bis auf die Drehtage bei *Unter uns* und *GZSZ*, nichts mit dem *Dschungelcamp* zu tun. Mir wurde die Frage,

ob sich was durch den *Dschungel* aufgetan hat, bereits 14 Tage nach der Ausstrahlung gestellt. Ich antwortete wahrheitsgemäß mit einem Nein. Ich hatte allerdings auch gar nichts erwartet und von schon bestehenden Verträgen wollte die Journalistin nichts wissen, daher erwähnte ich sie auch nicht. Konnte man ahnen, dass solche Schlagzeilen gestrickt werden? Experten sagen Ja. Ich bin aber relativ neu im bunten Blätterwald.

Wie auch immer, ich treibe erst mal ganz zufrieden weiter mit Ihnen, die dieses Buch in der Hand halten, durchs Weltall. Allet schick.

Meine einzige Botschaft: Pürierte Vagina schmeckt nicht.

# Fotos



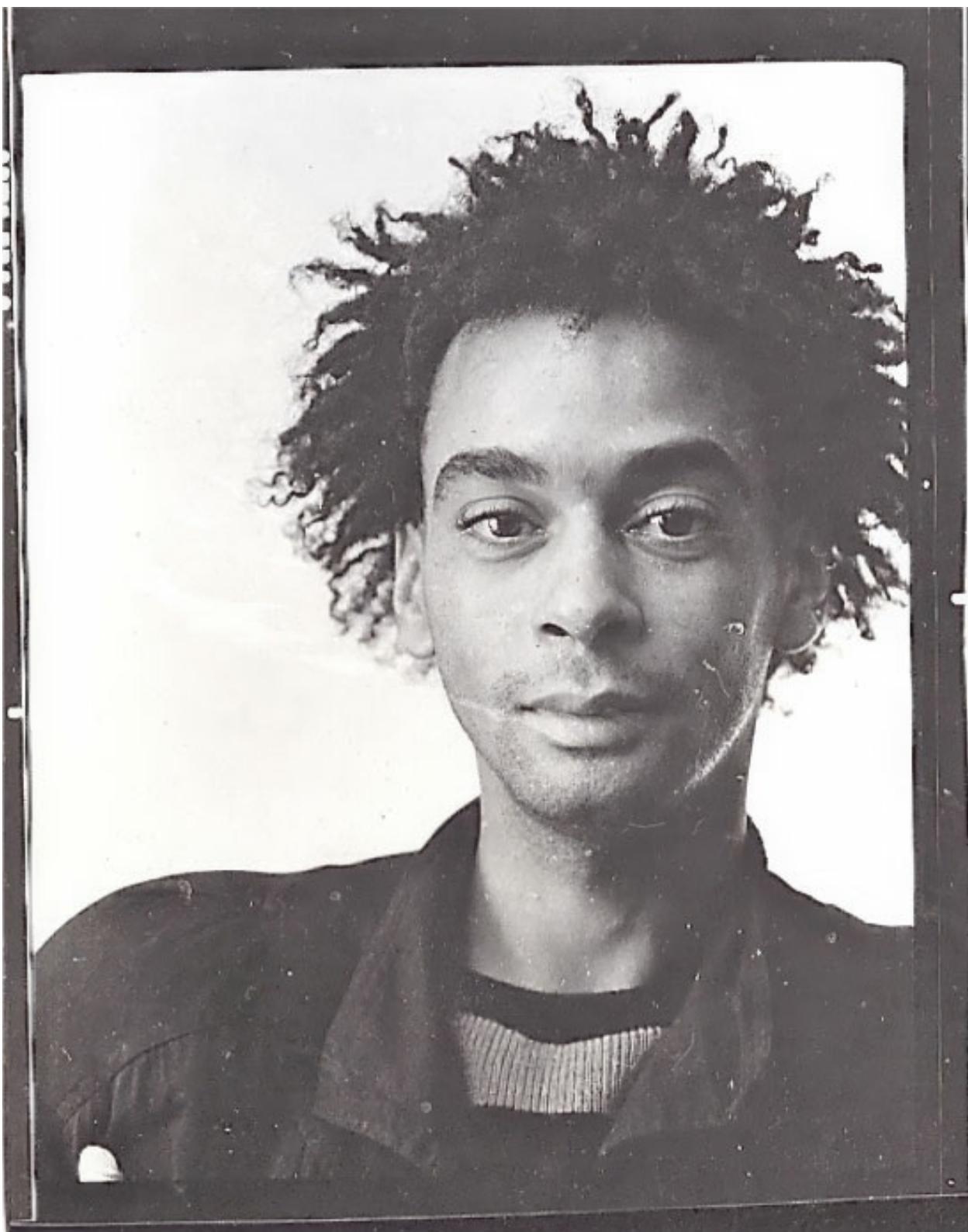
Das einzige Foto, auf dem ich noch  
unschuldig bin, circa 1964



Meine Mutter Uta 1963



Meine Schauspielklasse in der Hochschule für Schauspielkunst  
„Ernst Busch“, Abschlussjahrgang 1987



1986 nach einem Griff in die Steckdose



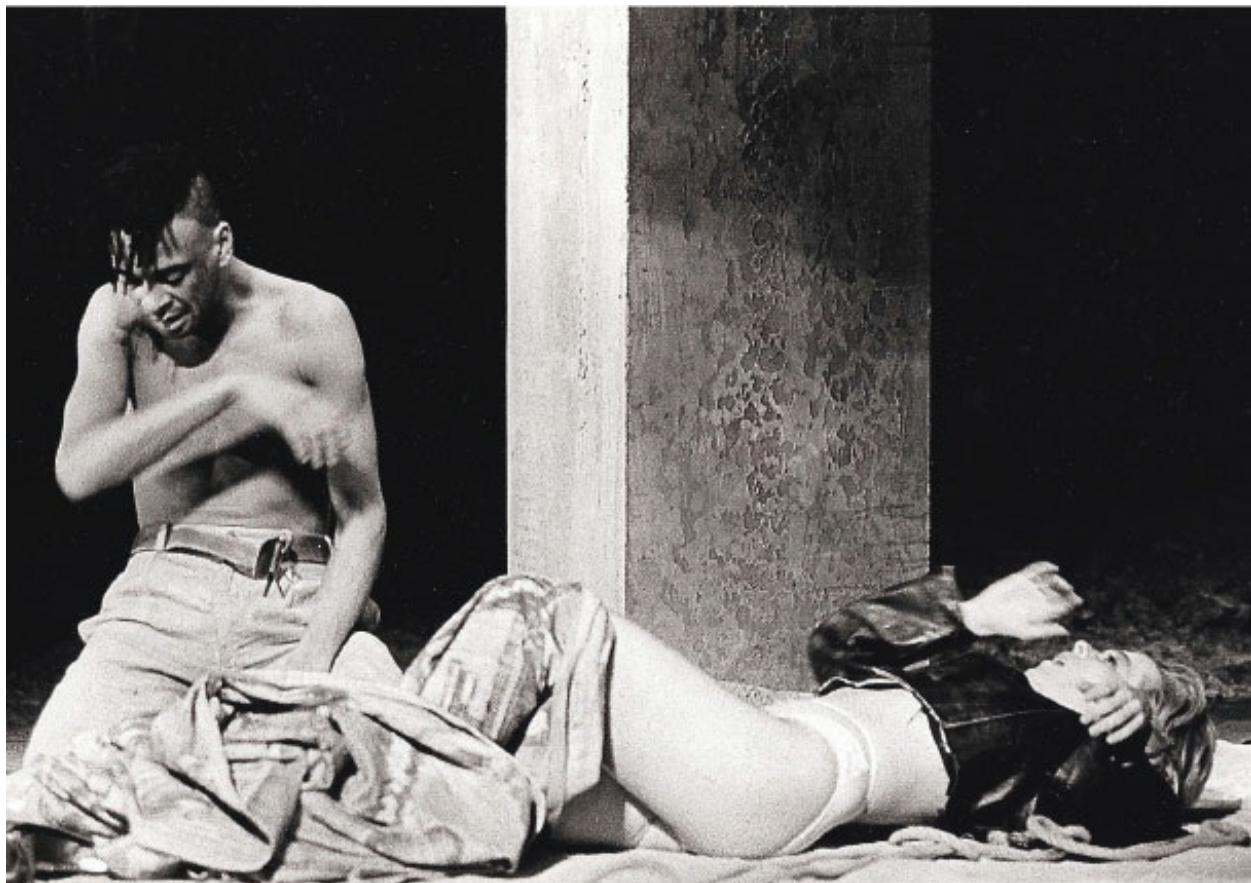
Mit meiner Studienkollegin Simone Thomalla in der Rockoper *Rosa Laub*, die 1987 im Metropol-Theater aufgeführt wurde



*Cabaret Intim* 1989 im Palast der Republik mit Matthias Freihof und Dietmar Burkhard beim Zwanzigerjahre-Song *Auf nach drüben*



Leicht einen sitzen mit Matthias Freihof auf der Bösebrücke in der  
Nacht des 9. November 1989



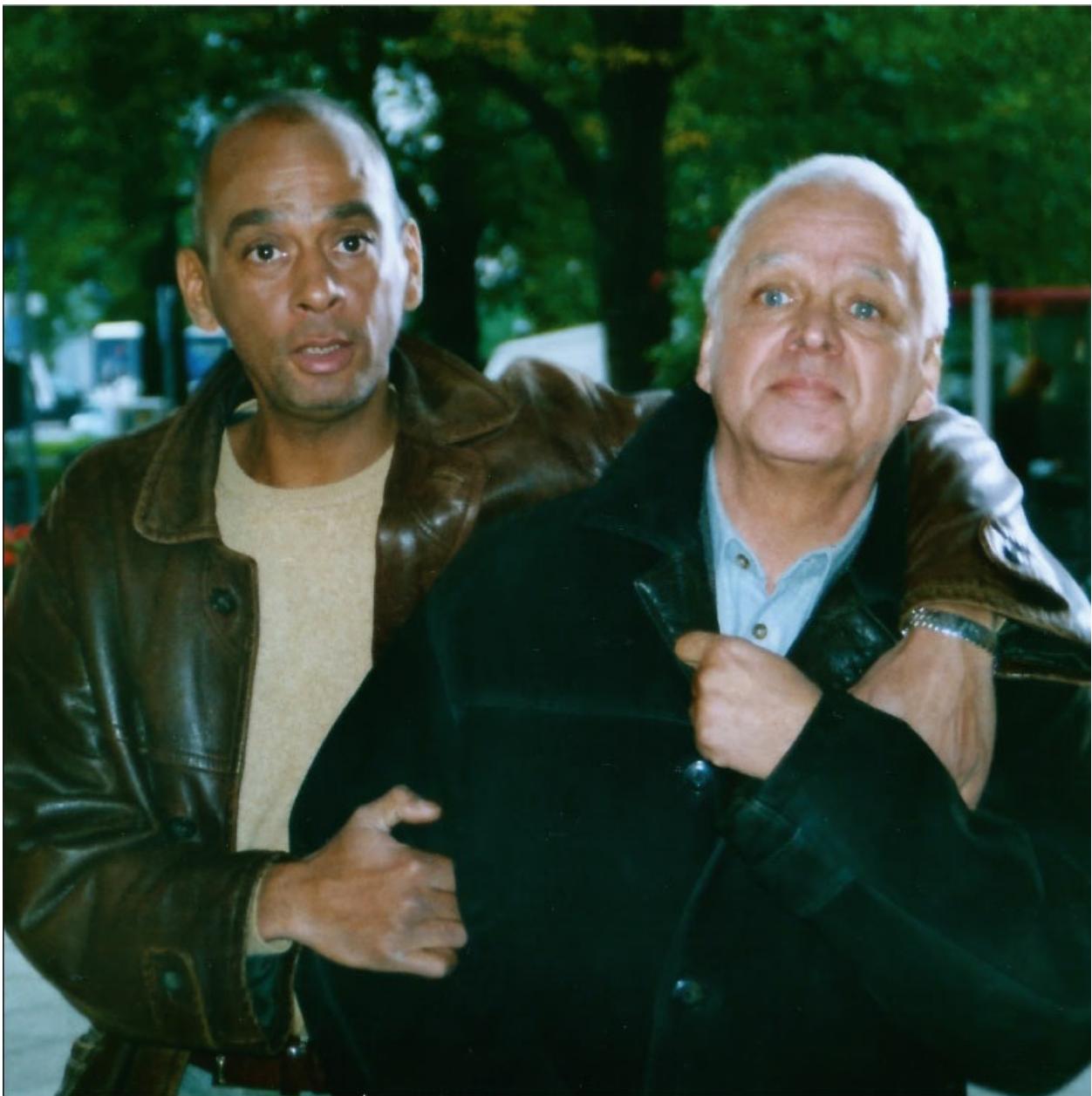
Szene aus *Der Kampf des Negers und der Hunde* mit Cornelia Kaupert am Staatsschauspiel Dresden 1991 (Inszenierung: Tobias Wellemeyer)



Mit Sabine Werner spielte ich in Tobias Wellemeyers Inszenierung  
*Die Unbeständigkeit des Herzens* 1992 am Staatsschauspiel Dresden.



Pierr-et-ill 2001



„Ein Freund, ein guter Freund“ mit Michael Ande hinter den Kulissen von *Der Alte* 2000



Backstage bei *Der Alte* 2012



Mit meinem besten Freund Matthias Freihof in *Ziemlich beste Freunde*  
2016 bei den Schlossfestspielen Neersen



Als Titelfigur in Goethes *Götz von Berlichingen* bei den Burgfestspielen Jagsthausen 2019



Backstage bei den Dreharbeiten von *Boom Boom Bruno* mit Marlene Deluxe 2022



Ausnahmezustand 2025. Teilnahme bei der RTL-Show  
*Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!*

# **Bildhinweis**

Halu Böhme, Burgfestspiele Jagsthausen, Detlef Eden, Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“, Franziska Krug, privat, RTL, Ich bin ein Star – Holt mich hier raus! 2025, Schlossfestspiele Neersen, Theater im Palast